This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Nachdruck verboten

Gedanken Otto Ludwigs

Aus seinem Nachlaß ausgewählt
und herausgegeben von
Cordelia Ludwig

Verlegt bei Eugen Diederichs
in Leipzig 1903

Den Herren

Geh. Hofrat Professor

Dr. Adolf Stern (Ernst) in Dresden

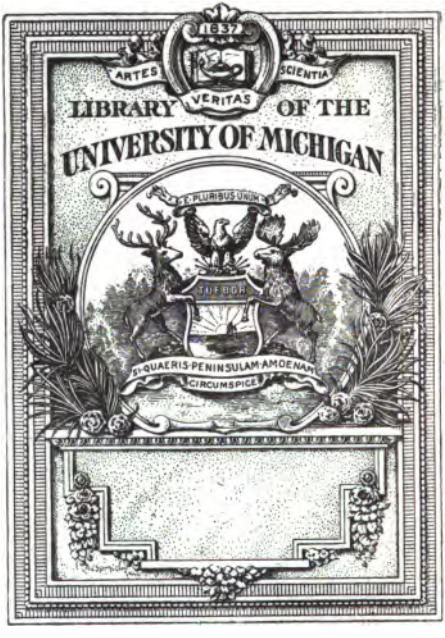
Professor Dr. Erich Schmidt in Berlin

freundschaftlichst und verehrungsvollst

zugeeignet

Allgemeines zum Leben

Sein Schickſal kann keinem entgehen, ſollte man ſagen, nicht ſeinem Schickſal kann keiner entgehen; denn nicht das Schickſal fängt den Menſchen; der Menſch jagt nach ſeinem Schickſal. —


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
LABOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

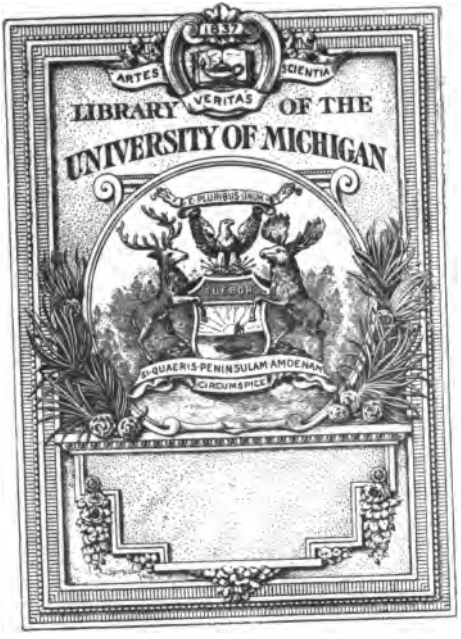
838
L95g

Nachdruck verboten

Gedanken Otto Ludwigs

Aus seinem Nachlaß ausgewählt
und herausgegeben von
Cordelia Ludwig

Verlegt bei Eugen Diederichs
in Leipzig 1903


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

838
L95g

Nachdruck verboten

Gedanken Otto Ludwigs

Aus seinem Nachlaß ausgewählt
und herausgegeben von
Cordelia Ludwig

Verlegt bei Eugen Diederichs
in Leipzig 1903

Den Herren

Geh. Hofrat Professor

Dr. Adolf Stern (Ernst) in Dresden

Professor Dr. Erich Schmidt in Berlin

freundschaftlichst und verehrungsvollst

zugeeignet

Allgemeines zum Leben

Sein Schickſal kann keinem entgehen, ſollte man ſagen, nicht ſeinem Schickſal kann keiner entgehen; denn nicht das Schickſal fängt den Menſchen; der Menſch jagt nach ſeinem Schickſal. —

Die Nemeſis waltet in dem Inneren des Menſchen wie im Aeußeren; das äußere Schickſal iſt eben nur die äußere Erſcheinung des inneren und entſteht aus dieſem. Der Eine hat ein außergewöhnliches Schickſal, der Andere ein gewöhnliches. Nur gewöhnliche Menſchen haben ein gewöhnliches, denn ſein Schickſal iſt nur der herausgelegte Menſch.

In der Geſchichte herrſcht dasſelbe ethiſche Geſetz, das in jede einzelne Seele geſchrieben iſt.

Es gibt einen Stolz, der aus dem Bewußtsein der Tatkraft entspringt, wie der Mut; er ist das Bewußtsein von Taten, die noch nicht getan sind, wie die Bescheidenheit das Bewußtsein von Taten, die man getan hat. Der Stolz gleichsam die Materie der Tat.

Wir ſeien zu ſtolz? Was? Der Stolz iſt der Stoff, aus welchem erſt Taten gemacht werden. Sollen wir beſcheiden ſein und haben noch nichts getan? Wenn wir die Welt gefüllt haben mit unſerem Namen, dann wollen wir beſcheiden ſein. Bis dahin ſtolz und wär's aus Uebermut. Das Zuviel unterſcheidet das Genie vom nüchternen Menſchenverſtand.

Nur das wahre Selbſtgefühl kann demütig ſein. Das Gefühl der Schwäche iſt knechtiſch, das Gefühl des Unzureichenden gebiert bei kräftigen Seelen Trotz. Nur der Stolze, der weiß, daß er hoch ſteht, kann demütig ſein.

Wollten die Menſchen in ihren Erinnerungen blättern, ſo würden ſie ſich eingeſtehen, daß ſie, wenn etwas getan werden mußte und ſie dann gehandelt hatten, dies jederzeit nach einem unmittelbaren Antrieb geſchehen iſt.

Wir vergeſſen ſelten, ehe wir uns beſtimmen, eine Ratsverſammlung von Gründen und Gegengründen abzuhalten; wir entſchließen uns auch wohl nach Gründen, aber gewöhnlich hat unſre Neigung ſchon gehandelt, ehe der Verſtand noch die Stimmen gezählt. Ja, wir entſchließen uns nach Gründen und handeln nach Neigung.

Alle unsere Ahnungen und Gefühle sind ein Echo. Den bloßen Ton können wir nicht vernehmen und nicht ertragen.

Der Idealismus junger Menschen ist Eitelkeit. Mit einer gewissen Willkürlichkeit kann der Jüngling für jedes sich enthusiasmieren, er braucht es nur mit seiner Eitelkeit in Verbindung zu bringen. Und was sagt dieser Eitelkeit mehr zu, als die erhabene Verachtung, mit der er von der Höhe einer schmeichelnden Selbsttäuschung auf das Wirkliche und Menschliche als auf das Gemeine herabsieht? Er verlangt das Ungeheure von andern, nicht weil er es selbst leistet — nein — weil er es sich nur zutraut. —

Die Skepsis, die, wenn sie kommt, nach dem Enthusiasmus, und als sein Gegensatz aus ihm geboren, kommt, ist die große Ausbildungskrankheit unsers innern Menschen und die Bedingung dieser Ausbildung. Wir müssen an unserm eingebildeten Werte verzweifeln, um unsers wirklichen gewiß zu werden. Was der Mensch vorher von andern verlangte, ohne zu wissen, ob er selbst es leisten könnte, das wird er nun leisten, ohne es von andern zu verlangen.

Das Höchste, wozu er sich erheben konnte, war, für etwas rühmlich zu sterben; jetzt erhebt er sich zu dem Größern, für etwas ruhmlos zu leben.

Die Fügung des Himmels zeigt sich nicht als ein äußerliches Eingreifen der höheren Macht in die menschlichen Schicksale, sondern als in den natürlichen Lauf der Dinge verflochten.

Alle unſere Glieder bewegen ſich in der Luft; von all unſrer Fläche berührt nur das kleine eingeſchweifte Eirund unſrer Sohlen den feſten Boden; ſo ſtehen wir nur mit dem kleinſten Teile unſres Lebens auf dem feſten Boden der Wirklichkeit, alles andere ſchwimmt in der Lebensluft des Glaubens, meinetwegen der Einbildung. Neunundneunzig Hundertteile unſres Seins und Habens iſt nirgends als in unſerem Meinen. Wir hoffen auf Schatten, wir leben von Schatten, wir fürchten uns vor Schatten; wir ſind ſtolz und beſchämt allein durch unſre Einbildung.

Glauben heilt, Wiſſen tötet. Der Blick, der die Dinge der Welt zu genau anſieht, entzaubert ſie. Ein Weib iſt ſchön, ein andres klug, ein drittes treu; Natur iſt ſparſam und gibt nicht leicht in ein und demſelben Weſen zwei Vorzüge ſo, in ſo ſeltenem Grad. Dafür iſt die Liebe auf den Glauben gebaut, der dem Gegenſtande leiht, was ihm fehlt.

Wollten die Menschen in ihren Erinnerungen blättern, so würden sie sich eingestehen, daß sie, wenn etwas getan werden mußte und sie dann gehandelt hatten, dies jederzeit nach einem unmittelbaren Antrieb geschehen ist.

Wir vergessen selten, ehe wir uns bestimmen, eine Ratsversammlung von Gründen und Gegengründen abzuhalten; wir entschließen uns auch wohl nach Gründen, aber gewöhnlich hat unsre Neigung schon gehandelt, ehe der Verstand noch die Stimmen gezählt. Ja, wir entschließen uns nach Gründen und handeln nach Neigung.

Alle unsere Ahnungen und Gefühle sind ein Echo. Den bloßen Ton können wir nicht vernehmen und nicht ertragen.

Der Idealismus junger Menschen ist Eitelkeit. Mit einer gewissen Willkürlichkeit kann der Jüngling für jedes sich enthusiasmieren, er braucht es nur mit seiner Eitelkeit in Verbindung zu bringen. Und was sagt dieser Eitelkeit mehr zu, als die erhabene Verachtung, mit der er von der Höhe einer schmeichelnden Selbsttäuschung auf das Wirkliche und Menschliche als auf das Gemeine herabsieht? Er verlangt das Ungeheure von andern, nicht weil er es selbst leistet — nein — weil er es sich nur zutraut. —

Die Skepsis, die, wenn sie kommt, nach dem Enthusiasmus, und als sein Gegensatz aus ihm geboren, kommt, ist die große Ausbildungskrankheit unsers innern Menschen und die Bedingung dieser Ausbildung. Wir müssen an unserm eingebildeten Werte verzweifeln, um unsers wirklichen gewiß zu werden. Was der Mensch vorher von andern verlangte, ohne zu wissen, ob er selbst es leisten könnte, das wird er nun leisten, ohne es von andern zu verlangen.

Das Höchste, wozu er sich erheben konnte, war, für etwas rühmlich zu sterben; jetzt erhebt er sich zu dem Größern, für etwas ruhmlos zu leben.

Die Fügung des Himmels zeigt ſich nicht als ein äußerliches Eingreifen der höheren Macht in die menſchlichen Schickſale, ſondern als in den natürlichen Lauf der Dinge verflochten.

Alle unſere Glieder bewegen ſich in der Luft; von all unſrer Fläche berührt nur das kleine eingeſchweifte Eirund unſrer Sohlen den feſten Boden; ſo ſtehen wir nur mit dem kleinſten Teile unſres Lebens auf dem feſten Boden der Wirklichkeit, alles andere ſchwimmt in der Lebensluft des Glaubens, meinetwegen der Einbildung. Neunundneunzig Hundertteile unſres Seins und Habens iſt nirgends als in unſerem Meinen. Wir hoffen auf Schatten, wir leben von Schatten, wir fürchten uns vor Schatten; wir ſind ſtolz und beſchämt allein durch unſre Einbildung.

Glauben heilt, Wiſſen tötet. Der Blick, der die Dinge der Welt zu genau anſieht, entzaubert ſie. Ein Weib iſt ſchön, ein andres klug, ein drittes treu; Natur iſt ſparſam und gibt nicht leicht in ein und demſelben Weſen zwei Vorzüge ſo, in ſo ſeltenem Grad. Dafür iſt die Liebe auf den Glauben gebaut, der dem Gegenſtande leiht, was ihm fehlt.

Wir müſſen an die Menſchen glauben, wie wir an Gott glauben müſſen — um unſer ſelbſt willen. Gott iſt ſich nicht nötig, aber wir brauchen ihn.

Iſt Freundſchaft ſelten, ſo iſt wahre Liebe auch keineswegs ſo häufig. Der Unterſchied liegt darin, daß man alle Miſchungen des Goldes noch Gold nennt, wenn die Perle unteilbar eines iſt mit ihrer Reinheit. Ich meine, dem höheren und dem geringeren Grade der Liebe läßt man ihren vollen Namen, aber Freundſchaft iſt Nichts, wenn ſie nicht Alles iſt. Und ſei ſie ſeltener, ſo habe ich nie gehört, daß man die Seltenheit eines Dinges für einen Beweis ihres geringeren Wertes genommen hätte. Denn eben der matte Schimmer der ſelteneren Perle überzahlt das glänzende Gold. Iſt Freundſchaft ſeltener, ſo iſt dies, weil ihre Bedingungen ſeltener ſind. Die Liebe hat noch, wie die Flamme des Lichtes den dunklen Docht, ein Etwas von Selbſtſucht in ſich, Freundſchaft dagegen iſt die ſelbſtloſe Hingebung des Sonnenlichtes. Liebe, im ſinnlichen Zwange des Inſtinktes taumelnd, hängt ſich an den Zufall äußerer Gaben, Freundſchaft, das Kind der Freiheit, wendet ſich an die geiſtigen und zieht ſie groß. Nichts iſt ſo edel, dem ſie nicht verwandt wäre. Pflichttreue, Vaterlandsliebe, Edelmut; jede Mannestugend erzeugt ſie und wird von ihr erzeugt.

Die Liebe hat in ihrer Naturzweckmäßigkeit und Bedürftigkeit ihre Erfüllung; eine reale Freundschaft aber bedarf wohl eines dritten, einer bindenden Idee, die ihren Gehalt ausmacht.

Milde ohne Strenge iſt Schwäche; das iſt die Probe echter Liebe, ob ſie ſtreng ſein kann.

Damit die Welt nicht auseinanderfiele
In ihre Elemente Gut und Bös
Und Nacht und Licht, hat ſie Natur ſo ſtark
Und feſt verzahnt. Wie ſich der Gute mühe,
Er ſäet Böſes mit dem Guten aus,
Und ſo verteufelt hat kein Teufel noch
Sein Höllenwerk geübt, daß Segen nicht,
Die Abſicht höhnend, ſeinem Tun entquoll.
So ſchuf Natur den Menſchen auch aus Nacht
und Licht.

Ihr verachtet und haßt den Verbrecher. Was tut ihr denn, um ihn zu verhindern, daß er es wird? Ein Pfennig, den ihr hinwerft, rettet keinen Menſchen vom Verhungern. Das Gute und das Böſe trennt kein unabſehlicher Abgrund; der ſogenannte Gute und der Böſe wandeln immer ſo nah beiſammen, daß ſie einander bei den Händen faſſen können. Sowenig ein Menſch ganz gut iſt, ſowenig iſt ein Menſch ganz ſchlecht.

Gott legt nicht den äußern Maßſtab an die Tat. Unſchuld und Verbrechen ſtehn an den Enden des Menſchlichen; aber den Unſchuldigen und den Verbrecher trennt oft nur ein ſchnellerer Puls.

Die Welt hat nur mit den Unſchuldigen Mitleid und ſie ſollte es nur mit den Schuldigen haben.

Natur der Schuld

Die Natur der Schuld iſt, daß ſie nicht allein ihren Urheber in neue Schuld verſtrickt. Sie hat eine Zaubergewalt, alle, die um ihn ſtehen, in ihren gärenden Kreis zu ziehen, und zu reifen in ihm, was ſchlimm iſt, zu neuer Schuld. Wohl dem, der ſich dieſer Zauberkraft im unbefleckten Innern erwehrt. Wird er den Schuldigen ſelbſt nicht retten, ſo kann er den übrigen ein Engel ſein.

Unſre Zeit erſchrickt vor dem Gedanken, daß ein Menſch eine eigne Schuld haben könne. Mißverſtandene Humanität hat dem Publikum eingepredigt, und Nebenſachen helfen dazu, wie z. B. politiſche und ſoziale Wühlerei, daß im Menſchen nicht das Individuum, nicht ein freies Ich, ſondern daß allerlei andre Agentien in ihm ſündigen, z. B. der Staat, die Geſellſchaft, Schule, Ehe, Bildungsgrad u. ſ. w. Eine ſo bequeme Lehre nahm man gern an, weil, was zu milderm Urteil über den Nebenmenſchen führen ſollte, zunächſt den Menſchen zu berechtigen ſchien, über ſich ſelbſt milder zu urteilen, alſo ſich nicht mehr vor eigner Verſündigung zu fürchten; denn verſündigte man ſich, ſo war man ja nicht mehr ein Beleidiger, ſondern ein Beleidigter; alſo nicht einer, der Unwillen verdiente, nein, einer, der Mitleid verdiente. Es iſt dies die unmoraliſchſte Art von Sentimentalität, die es geben kann, ſeine eigne Erbärmlichkeit als etwas Großes, Edles zu fühlen, indem man allen ſchlechten Gelüſten nachgibt, ſich als einen Märtyrer, wo man ein Weichling, ſich als einen Helden zu fühlen, um eine Entſchuldigung, ja einen Sporn zu haben, ſich ſelbſt alles nachzuſehen. Zu Shakeſpeares Zeiten lebte ein kräftigeres, ſtolzeres Geſchlecht, das in der Entſchuldigung, der Verführte, der Gezwungene zu einer Schuld zu ſein, nur einen Schimpf mehr

ſah, das lieber für böſe als für ſchwach gelten wollte. Und dies mit Recht; denn der Starke iſt doch etwas, ſelbſt ſein Verbrechen kann etwas Impoſantes haben, es iſt das Erfordernis zur Tugend, die Selbſtbeſtimmung, wenn auch falſch angewandt, vorhanden; aber in der Gallert, die nichts aus ſich ſelbſt ſein kann, die zur Tugend wie zum Laſter verführt werden muß, iſt gar nichts mehr von der urſprünglichen Hoheit des Menſchen, von dem Adel, der ſelbſt im gefallenen Engel noch imponiert. Ein Menſch, der ſtark genug iſt, böſe zu ſein, kann ſelbſt das Mitleid noch erregen. Und nur ein Menſch, in welchem die Kraft iſt, gut oder böſe ſelber zu werden, kann ein Schickſal haben.

Der Verbrecher isoliert sich durch sein Verbrechen; er selbst schneidet die Bande entzwei, die das Ganze und auch ihn dem Ganzen verknüpften, gibt das Recht des Schutzes und Vertrauens auf, löst zu seinem Schaden sich aus dem Verbande zu gegenseitiger Versicherung los.

Strafe

Das iſt des Böſen ſchwerſte Strafe, daß
Er nicht ganz bös kann ſein. In ſeinem Herzen
Bleibt unverwüſtlich noch ein Stückchen Himmel,
Ihn ewig ans Verlorne zu erinnern,
Ein Stern, vor dem die Nacht ſich ſchaudernd
krümmt,
Ein kühler Hauch, der noch die Gluten anfacht,
Die kein Erbarmen löſcht. —
Und gäb's für Tugend ſonſt kein Zeugnis mehr,
Das Laſter ſelbſt muß für die Tugend zeugen.

Urteil

In der ſtolzen Periode des Menſchen iſt ſein Urteil meiſt ſchonungslos, in ſeiner zerbrochenen zu rückſichtsvoll; alle Welt ſcheint ihm nun im Rechte gegen ihn zu ſein, wie vorher im Unrecht. Erſt wenn ſich der Menſch wieder erhoben, iſt ſein Urteil das eines in ſeiner Art vollkommenen Charakters, voll Schonung, wo dieſe am Platze, aber ſtreng, wo Strenge hingehört.

Der Frühling weckt im Menſchen ein gewiſſes wollüſtig-ſentimental-blutdürſtiges Element. Zugleich mit den ſchaffenden regen ſich die zerſtörenden Kräfte und beide vereinigt die Myſtik der Sentimentalität.

Der Affekt hat eine beſtändige Tendenz zum Allgemeinen. Er hat eine gewiſſe Ungerechtigkeit und Rückſichtsloſigkeit darin, daß er in dem Individuellen, das ihn erregt, etwas Allgemeines finden will. So wird z. B. der betrogene Liebhaber dem ganzen Geſchlechte das ſchuld geben, was das Individuum an ihm verbrochen hat. Der Menſchenhaß iſt ſozuſagen ein chroniſch gewordener Affekt über einige wenige individuelle Erfahrungen.

Der Leidenſchaftlichkeit hängt eine Nüance des Geringen, Verächtlichen an, nicht der Leidenſchaft. Wir verachten die Leidenſchaftlichkeit deshalb, weil ſie Charakterſchwäche iſt, weil die Natur in ihr den Geiſt völlig überwiegt; ſie iſt Unmacht des Menſchen über ſich ſelbſt. Die Leidenſchaft hingegen gibt dem Menſchen die ungeheuerſte Macht über ihn ſelbſt. Die große Leidenſchaft iſt, ſelbſt wenn ſie auf das Böſe geht, impoſant, denn ſie bringt in das Tun und Denken des Menſchen jene grandioſe Konſequenz, welche die Vernunft nach ihren eignen ſittlichen Forderungen bewirken ſollte, aber nie bewirkt.

Oft ſtehen die Bemerkungen eines Menſchen in ſcheinbarem Widerſpruche mit den ihn beherrſchenden Leidenſchaften, aber das iſt eben die Natur der Leidenſchaft, daß der von ihr erfüllte Menſch, wie ein an einer fixen Idee laborierender, über Dinge, die dieſe Idee nicht berühren, ganz vernünftig denken kann, ja über dieſe Idee ſelbſt, ohne ſich doch von ihrem Zauber losmachen zu können. Ein ſchlagendes Beiſpiel: der von der Leidenſchaft des Trunkes Beſeſſene, der Wollüſtling u. ſ. w. Dieſer kann von dem Gedanken der Reinheit zu Tränen gerührt werden, aber der Engel in ihm wacht nur ſo lange, als das Tier ſchläft, und das Tier beſchmutzt dieſelbe Reinheit, die den Engel gerührt hat. Aus dieſer momentanen Freiheit in der Knechtſchaft entſtehen die humoriſtiſchen Blitze, das Lächeln im Weinen, und umgekehrt der Selbſthohn, das Selbſtbelächeln, das Mitleid mit ſich ſelber, gleichſam des Freien in uns mit dem Bewältigten in uns.

Was das ewige Leben und Wiederſehen betrifft, ſo bin ich ganz feſt folgender Meinung. Wir glauben an einen Gott; wir müſſen uns unwillkürlich ein Bild von ihm machen; es würde uns kränken, müßten wir unſern Gott uns anders vorſtellen; dennoch iſt er anders als wir ihn uns denken; er iſt viel herrlicher; aber wir müſſen erſt den Sinn frei haben, mit dem wir ihn richtig faſſen können und der jetzt als ſogenanntes Ahnen des Göttlichen noch mit gebundenen Flügeln in uns liegt. Gewiß wird er alles das ſein, was wir von ihm glauben; aber er wird noch unendlich mehr ſein, als wir jetzt im ſtande ſind uns zu denken. Wir können uns bei aller Anſtrengung nur ein Genießen denken, welches unſern fünf Sinnen entſpricht; aber dann werden wir gar nichts andres mehr ſein als Sinn, um ihn zu fühlen, nichts als ein Gefäß, ihn zu faſſen, eine Saite, die ſein Hauch tönend bewegt. — So werden wir einander im künftigen Leben wiederſehn. Aber unſre jetzige Geſtalt iſt unſre wahre Geſtalt gar nicht und was darin uns zueinander zieht, das iſt bloß, daß mitunter ein entfernter Schein unſrer wirklichen Geſtalt durch ſie hindurch leuchtet. Für dieſe wirkliche Geſtalt haben wir nur keine Augen; die Augen von Erde ſehen nur das, was von Erde an uns iſt. Einmal aber werden wir in göttlicher Schönheit ſtehen und werden auch den Sinn haben, am

Göttlichen uns göttlich zu erfreuen. Von aller körperlichen Mißbildung frei, in unendlicher Gesundheit und Gleichheit in jedem Augenblick derselbe, ohne daß ein Moment der Verstimmung dazwischen tritt, ja in der Gewißheit, daß eine solche Verstimmung gar nicht dazwischen treten könne, sich zu umfassen, bedeutet nichts gegen die kommende Wirklichkeit. — Machen wir uns nun die Klarheit, die Leidenschaftslosigkeit nach Kräften eigen, so haben wir uns jener Vollkommenheit schon in irdischer Weise genähert. Weil nun aber auch unser jetziger Zustand Rechte an uns hat und wohl gar die Bedingung jenes Zustandes ist, so können wir jenen nur dann erfassen, wenn wir diesem genug getan haben. Vor allen Dingen also müssen wir unsern diesseitigen Verhältnissen zu genügen suchen, dürfen nicht in krankhafter Sehnsucht darüber hinauseilen, müssen diesem Dasein und seinen Pflichten in ruhiger Klarheit gerecht werden. In der Gesetzmäßigkeit nur ist die Freiheit, der Verstand ist das göttliche Maß für den Ungestüm der Gefühle.

Mit jedem Menſchen geht eine Welt zur Ruh. Eine individuelle, d. h. die für dies Individuum exiſtierte, die nur zeigt, was es von der wirklichen Welt gewahr wurde, was es in ſeinem Kopfe dazu ergänzte, eine ganz andre Welt, als Gott ſie ſieht.

Zweifeln führt zum Verzweifeln; wer alles ſo genau betrachten will, durch die Dinge hindurch, ſieht zuletzt vom ſchönſten Weibe nichts mehr als das Skelett.

Hüte Dich vor antiken Tugenden; denn was geſtern eine Tugend war, iſt heute eine Schwachheit, morgen ein Laſter.

Die fruchtbare Hand

Es war ein armer Judenknabe einſt
Von ſeinem armen Vater in die Welt
Hinausgeſchickt, ſich ſelbſt ſein Glück zu ſuchen.
Sein Weg führt ihn bei Samuel Ben Micha
Vorbei, der ein gewaltig reicher Mann —
Der Samuel
Stand an der Tür und ſah den Knaben ziehn
Und rief ihn zu ſich, gab ihm gute Lehren
Und jenen Stab. Er dankt und nahm den Stab
mit ſich.
Nicht lang, ſo rief der Alte ihn zurück.
Schon viele prüft ich mit dem Stab, ſprach er,
Der eine meinte ſich gehöhnt und ließ ihn
Zurück; der andre warf, ſobald er meinte,
Er ſei mir aus den Augen, ihn von ſich.
Du nahmſt ihn an mit Demut und behieltſt ihn
Und freuteſt dich der armen Gabe.
Sieh,
Nun kauf ich dir ſie ab. Er nahm den Stab
Aus meiner Hand und gab mir Geld dafür.
Dann ſchenkt er mir den Stab nochmal und fragte:
Was denkſt du dir dabei? Herr, ſagt ich, das:
Man ſoll nicht Geld verſchenken. Recht ſo, ſprach
Der Weiſe freudig; deine Seele iſt
Der meinen Schweſter; du haſt mich verſtanden.
Früchte verſchenken darf man, doch nicht Späne

Vom Baum. Verſchenktes Geld macht arm den Geber
Und den Beſchenkten doch nicht reich.
Noch vieles
Fragt er, und jede Antwort freut ihn mehr.
Da endlich ſagt er: Hätt ich ſolchen Sohn
Wie dich! Fruchtbar wird ſtets die Hand dir ſein.
Der dürre Stock wird Wurzel in ihr ſchlagen
Und dich beſchatten. Und wie er ſo ſprach,
Kniet ich vor ihm; er aber legte mir
Die Hand aufs Haupt und gab mir ſeinen Segen.

Die Unſchuld ſelbſt wird an dem Weibe zur Verräterin, und es muß ſie ſchon verloren haben, um zu wiſſen, daß man ſie verlieren und wie man ſie ſchützen kann.

Und dennoch, wunderbarer Geiſt, der ſich unſerm endlichen Auge mit Rätſeln gürtet, die uns ängſten, und dennoch biſt du die Liebe. Schmerz und Verzweiflung ſind die Arme, mit denen du uns an dich ziehſt. Du kannſt ja nur tun, wofür wir dir danken müſſen. Ich danke dir — ohne dich zu begreifen.

Treffen Träume ein?
Man glaubt, ſie ſteigen aus verſchiednen Quellen,
Die meiſten ſind bloß Dunſt, der aus dem Herde
Dringt der Verdauung, in das Hirn, doch tief
In uns liegt ein verborgner Sinn, der vorfühlt
Art und Geſtalt noch ungeborner Zukunft.
Und manches, was uns Traum erſcheint, iſt nur
Sein Schatten, den ein nahendes Geſchick
In unſrer Seele Spiegel wirft.

Wir ſind alle überlegen und geiſtvoll im ruhigen Urteile, naiv, ſowie wir handelnd werden. Der Handelnde iſt jederzeit borniert, iſt er es nicht, ſo wird er nicht zum Handeln kommen.

Die Zeit geht ihren ſtillen Schritt und die Vergeltung ſpringt über Jahrzehnte, Jahrhunderte, Jahrtauſende weg, wenn ſie einmal geweckt iſt, wie ein Löwe über den Buſch.

Wer kennt mehr von einem Menſchen, als was er von ihm glaubt? Und das iſt nicht mehr, als er von ihm wünſcht.

Nötig und Unnötig

Wer mag an das Nötige denken. Brot ſoll vom Himmel fallen; für Kuchen ſorgt der Menſch ſchon ſelber. Für das Nötige iſt er ein Müllereſel, für das Unnötige ein Löwe; für das Nötige mag er nicht gern ſtehlen, für das Unnötige wird er zum Mörder.

Man darf keinem Ding mehr gönnen, als ihm gehört; man darf nicht Kleines und Großes um denselben Preis kaufen und mit seinem ganzen Selbst bezahlen, dafür gibt's Scheidemünze. Der jedem Ding sein volles Recht antun will, der kann's keinem.

Worum man
Das Schächerlein hängt an das große Kreuz,
Hängt man ein Kreuzlein an den großen Schächer.

Ein Berauſchter kann keine Nüchternen um ſich leiden. Leidenſchaft macht ſo gern Proſelyten als der Glaube und aus demſelben Grund. Sie zündet andere an ſich an, um ſich wieder an ihnen anzuzünden. Und wie ein Eroberer nimmt ſie des Landes Sitte an, dem ſie Geſetze gibt.

Gelegenheit iſt unſre Verräterin. Gelegenheit macht aus uns, was wir nie zu werden dachten.

Das iſt das Schöne am Krieg: er mag nichts Halbes wie der Frieden. Zwei ſtreiten ſich vielleicht am Tage vor dem Tod um ein Weib. Und jetzt, wo ſie einander töten könnten und morgen vielleicht in der Schlacht iſt's vergeſſen und einer haut den andern heraus mit eigner Gefahr und denkt nicht, daß er ſie dem vielleicht verſchafft. Selbſtſucht und Aufopferung, beides iſt auf ſeinen höchſten Grad geſteigert, eben ein potenziertes Leben. Im Kriege fliegt es wie ein Adler, im Frieden ſchleppt es am Boden fort, wie eine Schlange.

Von Glück und Unglück reden die Menſchen, das der Himmel ihnen bringe! Was die Menſchen Glück und Unglück nennen, iſt nur der rohe Stoff dazu; am Menſchen liegt's, wozu er ihn formt. Nicht der Himmel bringt das Glück; der Menſch bereitet ſich ſein Glück und ſpannt ſeinen Himmel ſelber in der eignen Bruſt. Der Menſch ſoll nicht ſorgen, daß er in den Himmel, ſondern daß der Himmel in ihn komme. Wer ihn nicht in ſich ſelber trägt, der ſucht ihn vergebens im ganzen All.

Betet nicht um Glück, bittet um die Kraft, was euch kommt zum Glücke zu machen. Die einzige Kraft ist, seine Schwäche zu kennen, das einzig würdige Wort, das sein Heil nicht sich selber zu danken gesteht. Das wahre Glück steht nicht über uns. Wer beneidet sein will, strebe aufwärts an der Leiter ehrgeiziger Ansprüche; zum Glücke führt ein Schritt herab.

Jedes Hoffnungslichtlein weckt den ganzen Drang, glücklich zu ſein, im Menſchen wieder auf, dagegen reſigniert er nur gezwungen, Zoll für Zoll.

Wollte man jemand glücklich machen ohne ſein Zutun, wäre das Torheit, denn das, was die eigne Arbeit zu ſeinem Glücke an dem Menſchen tut, iſt der wahre Gewinn.

Je älter die Erinnerung, deſto ſchöner ſieht ſie aus. Die Sterne winken uns ſo golden, weil ſie ſo weit von uns ſind.

Selbſt unſeren kleinſten Begebenheiten und Gedanken ſuchen wir eine möglichſt lange Dauer zu geben durch Mitteilung, Erinnerung u. ſ. w., es tut uns weh, ein einſt gehabtes Gefühl ſterben zu ſehen; ſelbſt auch Leiden, unſre Sorgen pflanzen wir fort. Der Gedanke ändert ſich, wächſt in unzähligen Zeugungen (Analogie). Das Teuerſte iſt uns die Liebe oder ſonſt etwas, nächſtdem die Erinnerung daran. Gewohnheit wäre auch daraus entſprungen zu achten; es iſt das Mühen, das einmal Getane durch ſtets neue Zeugungen ſo weit als möglich fortzupflanzen. Ließe ſich aus dieſer Beobachtung nicht etwas für die Fortdauer unſrer Seele ableiten, daß nämlich ihre eigene Ewigkeit ſie allen ihren Aeußerungen mitteilen wolle? Alſo ein Bedürfnis des Dauernden; das Organ, das unmittelbarſte der Seele, die Religion, die am Ende nichts weiter iſt, als die Maſchinerie, mittelſt der ſich die Seele nach ihren Eigenſchaften vor ſich ſelbſt hinſtellt, durch das ſie wieder nur eine Dauer des Gedankens, der ſich ſelbſt denkt, alſo ihres Daſeinsgefühles (ihrer ſelbſt in der Idee) bezweckt.

Was ſind Schneeflocken anders als Waſſer, das ſchon Blume ſein will, ein altkluges Geſchöpfchen, gleichſam ein ganz kleines Elementenkind, das Blume ſpielt. Was iſt das Treiben der Elemente, als das Streben der anfänglichen Seele Tat zu werden, welches Streben das Anfängliche bis zum Vollkommenen, bis zum Menſchen durch tauſend Stufengeſtalten hinaufdrängt.

Die Ideen ſind nicht da, um verwirklicht zu werden, nicht wir, ſie zu verwirklichen, ſondern ſie ſind da, uns in Atem zu halten. Einem Kinde ſagt einer, ein Demant im Elſternneſt gebe das Glück und die Macht; es klettert nach allen Neſtern und wird kräftig, beſonnen und tüchtig.

Es iſt gut, wenn man eng gehalten wird; es wird einem das Wählen erſpart und was iſt, als müßte es ſein, das iſt leicht zu tragen und beſſer zu genießen.

Ein gewiſſes Gewerbe, das in ſeiner Ordnung von Tag zu Tag ſchreitet, iſt eine Wohltat; es erſpart uns das Gegenüber mit unſerm Innern und die Ordnung ſeines Fortſchreitens wirkt regelnd und vermittelnd auf die inneren Zuſtände.

Einſamkeit verzieht oft mehr an dem Menſchen als das Leben gut machen kann. Der Widerſpruch treibt in die Einſamkeit; die lehrt ihn immer weniger dulden und doch iſt es die herbe Luft, die die Pflanze vor zu großer Ueppigkeit ſchützt und dichtes Holz dem Stamm verleiht und feſte Rinde. Wem einmal die Welt nicht mehr widerſpricht, der widerſpricht ſich ſelbſt bald nicht mehr und entbehrt ſo der äußeren und inneren Nötigung zur Pflicht.

Es iſt ſchon gut, wenn ſich einer einmal in der Einſamkeit auf ſich ſelber beſinnt, aber er darf kein Stadeltor zwiſchen ſich tun und die Welt. Denn in die Welt und unter die Menſchen iſt er hineingeſchaffen und dahinein gehört er auch.

Die Natur iſt der untrügliche Probierſtein der Wahrheit in uns. An ſie gehalten bewährt ſich das Wahre und die Lüge fällt vor dem Blick, den das Anſchaun der Natur geſtärkt und geheiligt hat.

Was braucht der Menſch zum Glücke?
Ein Stübchen — wenig Möbel drin, doch feſt,
Ein Herz und wenige Gefühle drin,
Gedanken wenig nur, doch unergründlich tiefe —
Ihn ekelt vor des Mummenſchanz Gedränge;
Herz, deine wahre Heimat iſt die Enge.

Jedem andern iſt die Natur ein Ding, eine Sache für den Nutzen oder für das Vergnügen, dem Germanen iſt ſie eine Perſon, die mit ihm empfindet, wie er mit ihr. Von ſeinem innern Reichtum leiht er die Seele, deren Sympathie ihn tröſtet, erheitert, erhebt; ſie iſt ſein Echo, ſein Spiegelbild, das ihm als ein Selbſtändiges entgegentritt, und ſo iſt ſeine Zuſammenſtimmung mit der Natur nur ſeine eigne, innere Harmonie. Wer dieſe Harmonie aus ſich herausgetrieben hat, der findet ſie auch außer ſich nicht mehr; wer ſich der Natur nicht verſchließt, dem verſchließt ſich auch die Natur nicht.

Nur dem gereicht der hohe Stand zur Ehre,
Deſſen Wert genügt den Stand zu ehren.

So gewöhnt ſich die Seele allmählich an die Warnung des Inſtinkts, ihr drohe Gefahr, daß bald die Gefahr reizt, und am Ende ſelbſt der Untergang in der Gefahr. — Die Sicherheit ſpielt mit der mißkannten und mißgeachteten Gefahr, bis ſie ſich ſelbſt an dieſe verſpielt hat.

Wo das feige Gewiſſen den Menſchen im Stiche gelaſſen, kehrt es wieder, um zu ſtrafen, was es nicht verhinderte.

O wenn man wüßte, wie ſolch eine Tat,
Die uns zum Glück die Brücke bauen ſoll,
Uns ſelbſt verändert, daß in der Geburt
Die Neigung ſtirbt und unſrer Sehnſucht Kind
Als ein entſetzlich fremder Wechſelbalg,
Die eigne Mutter kann zum Wahnſinn hetzen;
Gar viel, gar vieles würde nicht getan.

Wenn ein Beſchauender, Denkender ins Handeln greift, wird er zum Narren und Tyrannen, weil er mit den Dingen in der Wirklichkeit ſo verfahren zu können meint, wie er in ſeiner Reflexion mit den Vorſtellungen verfährt, die ihm keinen Widerſtand entgegenſetzen.

Es kann gar nicht genug gewarnt werden vor den gefährlichen Folgen des Lebens in der Einbildung. Weil man ſich die Dinge ſchöner denken kann als ſie uns vorkommen in der Wirklichkeit, ſo verweilt man gern in jenem Denken; die nie ermattende Phantaſie läßt Sättigung nicht aufkommen, weil ſie ihre Gerichte immer noch ſchmackhafter würzen kann. Neben dieſem immer bunter ſtrahlenden Bilde der Dinge in der Phantaſie wird nun die Wirklichkeit immer farbloſer oder mangelhafter und das Ungenügen daran immer ſtärker. Tatluſtige Geiſter möchten nun die Wirklichkeit umformen nach ihrem Bilde in der Phantaſie; ſie bedenken aber nicht, daß der Unterſchied zwiſchen der Wahrheit und der Dichtung, — daraus kann man erkennen, daß dieſe Art der Dichtung nicht die rechte; — ein nicht aufzuhebender iſt, der eben auf der Freiheit der Phantaſie von den Bedingungen der Welt, der Wirklichkeit beruht und daß ihr Tun das Jagen nach ihrem Schatten iſt. Wie dieſe über die Kluft zwiſchen beiden vergeblich aber tätig hinausſtreben, ſo bauen ſie ſich in ihr an und machen die Unzufriedenheit zur Subſtanz ihres Lebens. Das ſind die von Welt und Menſchen Verkannten, die ihrerſeits nie ſich bemühen, Welt und Menſchen zu erkennen und in ſtetem inneren Unrecht gegen beide leben, indem ſie ein trauriges Vergnügen darin finden, ſich in immer neuen Vor-

ſtellungen als den Gegenſtand des Unrechtes ſich auszumalen, welches jene an ihnen begangen und welches in der Tat niemand als ſie ſelber übte. Dieſer Zuſtand krankhafter Eitelkeit führt zu den abſurdeſten Handlungen, weil Menſchen und ſittliche Verhältniſſe ihnen allmählich zum bloßen Materiale für ihre Träume geworden ſind. Die gleißende Seite, wo das Schöne in das Schillernde, innerlich Unſittliche übergeht, das Spiel mit den bedenklichſten Situationen wird ihnen zur Gewohnheit, und das Schlimmſte iſt, daß dieſe Menſchen ſich als die beſſeren fühlen und aus ihrer hohlen Eitelkeit noch eine ſittliche Glorie machen.

Ich habe mich, wenn mir jemand etwas Uebles zufügte, nie recht persönlich darüber ärgern können; ich betrachtete das Leben (und konnte nicht anders) als ein großes Drama und war zufrieden, wenn die Leute nicht aus der Rolle fielen und hatten sie einmal ihren Charakter recht total in einem Zuge gezeigt, vergaß ich über der theoretischen Freude den meiner Persönlichkeit sonst unangenehmen Eindruck.

Wer die Menſchen achtet, der geniert ſie; der will ihre Eitelkeit zwingen, ſich ſo zu zeigen, wie er ſie behandelt. Wer ſie verachtet, der iſt ihr Herr. Mit den Völkern iſt's juſt ebenſo. Der Menſch will ſeinen Willen und nicht was ihm gut iſt. Das Gute nehmen ſie nur als Drauflage auf das Angenehme.

Es iſt unglaublich, was ſolch eine Phraſe tut. Je hohler, deſto klingender. Wer den Kopf nicht überzeugen kann, der muß die Ohren gewinnen.

Was in dem Munde, der es erdacht, ein Wort war, ist in dem, der es nachspricht, schon Phrase.

Daß es wackere Männer ſagten!
Das Nichts wird zum Was, geht es
Durch einen wackern Mund.

Wenn ſtumm das Herz iſt, macht das Wort ſich breit;
Wo Herz und Herz ſich um das Höchſte fragen,
Wird deiner Sprache reiche Armut ſtumm.

Die tiefſte und neuſte Wahrheit, die heute das Gehirn eines Weiſen gebar, hat morgen ihren Stand auf der Zungenſpitze jedes Toren und muß ſich gefallen laſſen, was Witz ohne Urteil aus ihr macht.

Das Volk ſpielt gern mit witz'gem Wort. Es läuft,
Iſt's einmal ausgeprägt, wie eine Münze
Von Hand zu Hand. Wer nicht von ſeinem Eignen
Die Schuld der Unterhaltung tilgen kann,
Stutzt ſeine Armut mit Entlehntem auf.
Die meiſten Menſchen leben von der Phraſe.
Und ſind drum ſelber nur lebend'ge Phraſen.
Ein eignes Sein wird immer ſeltner.
Solch Wort fliegt wie ein bunter Federball
Hin und zurück durch den Verkehr, bis ſich
Die Farb vergriffen, oder bis ein andrer
Und bunterer des vor'gen Gönner erbt.

Wer es zu der Kindlichkeit gebracht hat, etwas Schönes zu ſehen, ohne es zu begehren, der hat das wahre Gefühl für Schönheit; für die andern Gemüter gibt es nur Reiz.

Eine Kunſt, die jung wieder aufſteht, trägt auch ihre Prieſter höher und kräftiger hervor, denn die Bewegung iſt die Mutter des Werdens. Kriegeriſche Zeit entbindet den Helden, der ohne ſie vielleicht ruhmlos, ja vielleicht gar durch das Mißverhältnis ſeines Geiſtes und Triebes mit dem der Zeit, getadelt oder geſtraft vom Schauplatz abgetreten wäre, auf dem er anſtatt, wie es das Stück wollte, als ruhiger Statiſt, ſich als Heldenſpieler geriert hätte.

Heftige Naturen glauben alle Welt zu beherrschen und doch werden sie von aller Welt beherrscht.

Der Streit, der in jeder Leidenſchaft liegt, überwächſt den Widerſpruch von Klugheit und Torheit im Affekte, daß ſie zugleich ſcharfſichtig und blind, was ſie mit ihrer Klugheit baut, durch ihre Torheit wieder einreißt, ſo ihren Zweck ſelber zerſtörend.

Das Chriſtentum iſt eine Religion für das Volk, eine Religion der Anſchauung, nicht der Reflexion. Chriſti Geſtalt iſt das Chriſtentum; der Glaube daher weſentlich, d. h. das Schauen der Geſtalt. Wir ſollen Chriſtus lieben, und aus dieſer Liebe ſoll alles andre fließen, es ſoll damit getränkt ſein, d. h. wir ſollen handeln ſo, wie wir tun würden aus Liebe zu einer ſolchen Geſtalt, als in der Chriſtus vor unſerer Anſchauung ſteht. Die Geſtalt ſoll unſre Anſchauung ſo erfüllen, daß die Liebe, die die Folge derſelben, Ausgang und Ziel und Heiligung all unſers Denkens und Tuns iſt, ähnlich wie bei der Liebe zu einem Menſchen. Aus ſeinen Reden und Schickſalen baut ſich die Geſtalt uns auf.

Die ſchönſte und herrlichſte Wirkung eines in ſeiner Art vollkommenen Werkes iſt, daß es uns zwingt, die Unluſt über unſre eignen Mängel, indem es dieſe in ihrer ganzen Größe erregt, über der Freude an ihm zu vergeſſen.

Schämen, was heißt das? Bereuen, daß man ſchwach war? So muß man ſich des Schämens ſchämen; denn eine Schwäche bereuen, iſt erſt recht eine Schwäche. Das heißt die Schwäche autoriſieren.

Mit dem, was wir Philoſophie nennen, ſollte man ſeine Bildung beſchließen, nicht beginnen. Auf die Wirklichkeit ſollen wir wirken und ſtatt ihrer werden wir in einem Verſtandesraum iſoliert von der Welt; unſre Organe des Auffaſſens werden geſchwächt, d. h. Verſtand und namentlich Urteilskraft über der abſtrakten Kultur der Vernunft. Wir werden gebildet, auf Gemeinden von Philoſophen zu wirken, aber nicht auf Naturen.

Unſer Reden von Humanität iſt unerquicklich ohne Tat. — Es iſt unendlich ſchwerer, einen einzigen Menſchen glücklich zu machen, als ein ganzes Leben lang für die Menſchheit ſchwärmen.

Die Natur gibt jedem ſtarken Triebe ein Gegengewicht mit, wie zum Beiſpiel dem ſinnlicheren Geſchlechte die ſtärkere Schamhaftigkeit. Und wie gewiß würde der Trieb der Geſchlechter in ſeiner erſten erwachenden Kraft den Jüngling zum Selbſtzerſtörer machen, begleitete ihn nicht die wunderbar vergeiſtigende Erhebung ſeines ganzen Weſens, eine Schamhaftigkeit und Scheu, oft größer als die der Jungfrau. Die dämmerige Luſt vorausnehmend, mit dem Schmerze ſpielend, deſſen wirkliches Angeſicht er noch nicht kennt, genießt er ſich in erträumtem Liebesleid, während die wachſende Freude am Heiteren und Behaglichen erſt zu den reifenden Jahren ſich geſellt.

Das Weib iſt weich, leicht Tränen vergießend, aber um Liebe kann die Weiche hart ſein bis zum Aeußerſten, wovor der härtere Mann erſchreckt, der nicht ſo lieben kann. Das einmal Gewollte verfolgt ſie unerſchütterlich, mit der Kraft, die ihr Liebe gibt und die Weiberſtärke, unnütze Gedanken von ſich fern zu halten. Den Frauen iſt die Liebe, was den Männern der Ehrgeiz; darum rächen ſie verſchmähte Liebe, wie jene den Verluſt einer Krone. Das Weib von Natur weniger wagend als der Mann, wagt von Liebe getragen mehr. Es iſt liebend das Bild der Natur im kleinen. Wovor ſchreckte es zurück? Das Weib, das ſo weich iſt, daß fremdes Blut ſehen es in Ohnmacht wirft, kann von der Liebe gehärtet, gegen das eigne wüten. Der Heroismus des Weibes iſt immer Uebermacht von Gefühl.

Das Volk gleicht einer blinden Naturmacht, weil die Zahl die Verantwortung teilt und unmöglich macht. Was jeder Einzelne für ſich nicht wagt, das wagen ſie zuſammen. So teilen ſie ſich in die Verantwortung und auf keinen kommt ſo viel, ihn zu verdammen.

Es gibt keinen süßeren Zucker für Kinder, als das Wort: ihr dürft nicht und kein besseres Gewürz als den Reiz des Geheimnisses, das leise Bitter einer möglichen fernen Gefahr. Das Leben faßt sich zusammen wie dem Soldaten im Krieg; die Minute, die noch gewiß sein ist, ist um so inniger sein, wie der Bodensatz eines süßen Getränkes mehr Süße birgt, als in dem übrigen Inhalte wohnt.

Wenn wir Urſache haben, unzufrieden mit uns zu ſein oder mit unſrer Lage, dann läßt uns ein heimliches Selbſtbedauern alles auf uns und unſre Lage beziehen, wir ſind ſinnreicher als je, gilt es, ein Verbindungsglied zwiſchen uns und Dingen zu finden, die wir ſonſt nicht bemerkt hätten, ja die wir uns oft erſt erſchaffen.

Allgemeines zur Kunst

Einer, dem ſein Körper zu klein iſt für den Geiſt, ſchafft ſich noch einen, ſei's ein Gebäude, eine Muſik ꝛc. ꝛc. Er iſt ſozuſagen der Nervengeiſt dieſes objektiven Körpers, die plaſtiſche innere Kraft und nicht nur ſo lang, als daran gebaut wird, denn auf ſeinen Spekulationen, die immer währen, beruht das Ganze und ſeine Dauer. Seine Berechnung iſt des Gebäudes Geiſt.

Es gibt erhabenere, ſchwärmeriſchere Gefühle, aber das menſchlich Schönſte iſt das Gefühl der Ganzheit, welches durch ihr Anſchauen in irgend einem Menſchen in uns erregt wird, das mildernd, verſöhnend, belebend wirkt. Harmonie. — Unſre ganze Erziehung, durch Schule, Kunſt und Geſellſchaft arbeitet nur dahin, uns zu zerſtückeln; von Glück hat der zu ſagen, deſſen Sein ſich wieder aufbaut aus den Trümmern, in die man es ſchlug. Sollte nicht der Zweck der Kunſt eben nur der ſein, den zerſtückelten Menſchen wieder zu binden. Dann iſt in der Tat S. Bach das Muſter für Komponiſten, wird aber auch nur von jenen gewürdigt werden, denen jene Selbſtaufbauung möglich iſt, ſo lange nicht der Staat einſchreitet, wie bei den Griechen, falſche Kunſt offiziell verbannend. Und dieſe Menſchenganzheit, dieſe Idealität des Menſchen muß das Ideal jedes ſein im Leben und in der Kunſt. Verſöhnung des Menſchen mit dem Leben.

Ein herrlich Stück. Erlaubt. Und das nennt ihr
Nicht fertig? — — —
Was? Ein Stuhl, ein Tisch, ein Sattel,
'Ne Pflugschar, die wird fertig. Denn das Handwerk
Ist endlich. Ist es brauchbar, ist's geraten.
Das Schöne wird nie fertig, immer könnt es
Noch schöner sein. Und ihr, ein Künstler, sprecht
Von Fertigsein? — — —
Das Schöne ist ein Maß.
Was drunter und was drüber, ist's nicht mehr.

Schön iſt Alles. Nichts iſt häßlich,
Wenn's nur an ſeiner rechten Stelle ſteht.
Was iſt das Schöne? Was an einem Schmuck?
Die Steine ſind es nicht; das Gold iſt's auch nicht.
Stellt ſie ein wenig anders, als ſie müſſen,
Es iſt dasſelbe Gold, dieſelben Steine,
Doch mit der Schönheit iſt's vorbei. So wie
Des Mondes Abglanz in dem Krug mit Waſſer,
So iſt das Schöne eines Schönern Abglanz,
Das ihr mit Händen nur nicht greifen könnt.
Ihr könnt nichts weiter tun, als euern Krug
So ſtellen, daß der Mond ſich drinnen ſpiegelt,
Und ſteht er recht, ſcheint ſchlechtes Waſſer Gold.

Geſundheit der Kunſt, d. h. mit dem Leben ausgeſöhnte, nicht ihm feindliche, ſondern hilfreiche Kunſt, deren Weg durch Schönheit und durch Wahrheit zur Güte, Wahrheit und Schönheit führt, ſollte die Haupt- und Grundidee jedes künſtleriſchen Schaffens ſein.

Natur in der Kunſt kann nichts andres heißen, als die täuſchendſte Wirklichkeit einer künſtleriſchen Darſtellung, das vereinte Werk des Verſtandes und der Phantaſie.

Das ſogenannte Genialiſche eines Werkes ſoll das ſozuſagen Unabſichtliche (und doch um ſo Abſichtlichere) ſein, daß es nicht daſteht allgemein, wie ein Begriff, ſondern ſo individualiſiert, wie ein Aeußeres. Ein ſolches hat ſich — wie in jenem der Dichter immer noch mitten inne ſteht und das Werk nur durch ihn wirkt, als ſeine Erſcheinung und ohne ihn nichts — vom Dichter abgelöſt und ſteht neben ihm, unabhängig und als Selbſtzweck und Reelles neben dem Reellen. Das Bewußte und Bewußtloſe muß ſo verſchmolzen ſein, daß man faſt nicht weiß, iſt es Natur oder Kunſtprodukt. Durch die Zweckmäßigkeit ohne (wenigſtens ſichtbar abſichtlichen) Zweck wird ein ſolches Werk ein reelles, wie das Leben ſelbſt.

Realiſt und Idealiſt

Der Realiſt ſucht die Wahrheit des Lebens in künſtleriſcher Darſtellung ihrer typiſchen Fälle zu fixieren; der Idealiſt benutzt eine künſtleriſche Darſtellung zum Vehikel für allgemeine Gedanken, die er mitzuteilen wünſcht.

Ein Bild wird erſt durch den Beſchauer fertig.
So iſt's mit Büchern auch. Ein Buch iſt ſchlecht,
Wenn's nicht den rechten Leſer findet, der
Im Leſen erſt es fertig macht. Es lieſt
Kein Leſer mehr heraus, als er hineinlieſt.
Dem andern iſt dasſelbe Buch ein andres.
Macht ihr ein Bild, ſo iſt's die Wirklichkeit,
Durch euer großes Auge angeſchaut.
Der Kluge weiß euch Dank; indem er ſie
Durch euer Auge ſchaut, glaubt er die Klarheit,
Die Ruh, die euerm Anſchaun eigen iſt,
Die wohn' in ſeinem Aug. Er fühlt ſich größer
In eurer größeren Perſönlichkeit;
Das nennt er Kunſtgenuß und dankt es euch. —

Genuß iſt das Behagen an uns ſelbſt. Kunſtgenuß das Behagen an uns inſofern wir die bedeutendere Perſönlichkeit des Künſtlers als unſre eigne empfinden; alſo der Kraft des Mikroſkops, in der Täuſchung als der Kraft unſrer eignen Augen uns freuen. Der Künſtler hebt uns auf ſeinen Standpunkt und wir empfinden das Vergnügen eines Menſchen, der, einmal aus ſeinem Tal heraufgeſtiegen, von einer Höhe herabſchaut. Wo wir nur einen kleinen Fleck überſchauen konnten, beherrſchen wir ein ganzes Reich. Der Künſtler zeigt uns, was wir kannten; aber er zeigt es uns von einem höheren, freieren Standpunkt herab, von dem Punkt herab, von welchem er das Leben ſieht.

Die Kritik kann an einem Kunſtwerke eigentlich nichts beurteilen als: inwieweit dem Künſtler das gelungen iſt, was er wollte.

Mit jedem neuen Beſuch einer Gemäldegalerie — d. h. unter kleinen Zwiſchenzeiten — wird die überwältigende Gewalt der Maſſe kleiner, die Fähigkeit, das Einzelne zu genießen, größer. Man lebt ſich immer mehr ein; die Vertrautheit mit der Kunſt und den Kunſtwerken überhebt uns der Anſtrengung der Abſtraktion. Mit Leichtigkeit hält man in kurzem die Eindrücke auseinander und kann daher die einzelnen bis in ihre Tiefe auskoſten. Dann erſtaunt man, wie der innere Sinn durch Schönheit geläutert, durch Großheit ausgeweitet, das auf den ganzen Menſchen ausübt, was das Aufgenommene auf ihn gewirkt. Wenn man auch nichts lernte dabei, aber man lernt auch, ſo fühlt man, daß man etwas *wird*. Aus jeder Geſellſchaft, die man oft beſucht, ſo oft, daß man mit ihr vertraut wird, geht etwas in unſre Eigentümlichkeit über; indem man von ihr ſich aſſimiliert, was unſrer Eigentümlichkeit zuſagt und ergreifbar iſt, aſſimiliert man ſich ihr ſelbſt. Es kann daher kaum eine Geſellſchaft geben, die einen vorteilhaftern Einfluß auf uns übte, als die ſolch idealer Geſtalten. Man iſt mit den edelſten Geiſtern einer kräftigeren Zeit zuſammen und zwar nicht etwa in Stunden ihrer Abſpannung, ſondern ihres freudigſten Sichzuſammennehmens. Alles Hohe und Schöne, was jene Zeit bewegt hat, umgibt uns in ſeinem vollſtändigſten und lebendigſten Aus-

druck. Ihre Lebens- und Wirkensfreudigkeit trägt ſich auf uns über.

(Gelegentlich des Beſuchs der Dresdner Gemäldegalerie)

Die alten Griechen gingen in Bild und Dichtung von einem Uebereinkommen aus, nicht von der Natur ſelbſt. Die Natur, daher ſie ihre künſtleriſche Anſchauung nahmen, war ein Ideal der Natur. Eine gewiſſe empiriſche Abſtraktion machte die Formen allgemeiner; der Inhalt ward um ſo geringer und dies begünſtigte die Einheit und Harmonie. Es iſt ein wahres Nivellierſyſtem geweſen; die gerade Linie der Stirn und Naſe in der bildenden Kunſt machte die ſämtlichen Götter und Helden zu einer Familie durch die Familienähnlichkeit. So iſt auch die Diktion in ihren Trauerſpielen ſo allgemein ohne Individualität; leidet auch die Mannigfaltigkeit darunter, ſo gewinnt die Form; es iſt nun alles aus einem Guß. Wahr iſt's, ſolch ein griechiſches Trauerſpiel zu leſen, iſt ordentlich wohltuend; die Gräßlichkeit ihrer Fabeln ſo lieblich gemildert.

Jeder, der Freude an der Schönheit der Natur empfindet, sollte, wenn es ihm möglich ist, im Freien und von einem tüchtigen Landschafter geleitet — wenn man so sagen darf — Sehstudien machen. Wie sich der Kreis seines Wissens um das Schöne, das eine Landschaft enthalten kann, erweitert, erweitert sich der Genuß bei ihrer Beschauung. Das belehrte Auge haftet mit größerm Vergnügen auf Reizen, die das unbelehrte übersieht. So ist es mit Büchern und am Ende mit dem Leben selbst. Was dem gewöhnlichen Beschauer schon Form ist, das ist dem Kenner noch Stoff; der echte Kunstgenuß entspringt nur aus dem liebevoll hingegebnen Vertiefen in das Kunstwerk, dem Suchen nach seiner geistigsten Form, deren Existenz der gewöhnliche Beschauer höchstens ahnt. Wir müssen dem schaffenden Geiste des Künstlers auch in den kleinsten Zügen zu begegnen suchen, denn oft sind es diese, worin er das Tiefste seiner Intention niedergelegt hat. So begegnen wir auch dem Göttlichen, was in dem Menschen schafft, in dem kleinsten Zuge; wer diesen Künstlerblick für das Leben besitzt, wird nie an den Menschen verzweifeln müssen. Ihm ist eine Fülle aufgetan von dem, was ihn belehren und veredeln kann.

Der Virtuoſe hat nicht ausgelernt, deſſen Leiſtung man ihre Schwierigkeit noch anſieht, das Werk hat die höchſte Vollendung nicht erreicht, dem man den Aufwand von Kunſt noch nachrechnen kann, der es erſchuf.

Zur Dichtung

Ein gutes Buch muß lehren, die Welt zu ergreifen und doch nicht ſich an die Welt zu verlieren, es muß uns zeigen, wie ſchön das Leben, und uns doch darüber hinwegſetzen.

Die Worte ſind Heuchler und Schmeichler; ſie wechſeln mit der Laune des Leſers.

Phantaſie iſt das eigentliche Werkzeug des Dichters; wenn der Menſch das Spiel der Phantaſie, wie es Gedanken- und Gefühlsfolgen begleitet, fixieren könnte, ſo würde dies das unmittelbarſte Gedicht geben.

Der Verſtand bückt den Kopf vor; die Phantaſie legt ihn zurück. Die Begriffe, ſcheint's, müſſen wir an der Erde ſuchen; die Poeſie am Himmel.

Der heutige Menſch hat die Erfahrung und die Bedürfniſſe aller ſeiner Vorfahren, darum iſt er ſo alt als die Welt. Jedes Gedicht iſt ſo alt als die Poeſie ſelbſt.

Was iſt ein Dichter anders als ein Menſch, der die Schönheit ſelbſt geſehen hat, daß er ſie nicht vergeſſen kann und jedes Wort, jeder Gedanke von ihr erzählt.

Schönheit ohne Wahrheit ist Lüge, wenn auch eine schöne. Dringt dem Ding auf den Kern; nehmt nicht das Gegebene; sondern sucht nach der Wahrheit des Lebens, seid ihr bloß Dichter, dann zeigt diese Wahrheit, seid ihr zugleich ein Mann, dann setzt diese Wahrheit des Lebens in der Wirklichkeit durch, wo ihr könnt. Aber ihr könnt nicht Dichter sein in meinem Sinne, wenn nicht Mann zugleich. Wagt's nur, ein lebendiger Mensch zu sein, Blut zu haben, das immerhin heiß quellen mag, besser als wenn es nach dem Takte des Herkommens einherschleicht. Ahmt nicht mehr Nachahmung nach, die Affen der Lüge. Ueberkupfert nicht das reine Gold der Natur mit dem schlechten Metalle eurer Bildung. Fragt nach nichts Altem. Die Zeit zieht ihre Siebenmeilenstiefel an, sonst bleibt ihr zurück; tut als wolltet ihr ihr zuvoreilen, so bleibt ihr im Schritte. Behorcht das Volk in seinen Liedern und lernt was Liebe ist, eine Gewalt vom Himmel, jäh wie der Blitz und doch ausdauernder als der Sonne Licht. Alles gewinnend, indem sie alles hingibt, alle euere Herkommen in Kunst und höfischer Bildung müssen zerscheitern an diesem uralten Herkommen der Natur; fühlt sie quellen in den Liedern, laßt euch die Sehnsucht nach wahrer Liebe durchmartern, dann faßt sie, wo ihr sie findet (denn sie ist selten in dieser Welt, wo Wahrheit wie eine nackte ge-

peitſchte Dirne!), und ſtürmt ihr Jubel auf den vollen Wogen eures Bluts dahin, dann nehmt die Feder wieder zur Hand. Sie wird euch die ganze Welt verwandeln, dieſe neue Welt ſchreibt dann ab und euer Lied wird die tiefſte Wahrheit ſein und die höchſte Poeſie zugleich.

In den unscheinbarsten Lebensverhältnissen liegt die meiste wahre Poesie. Ist doch die Schriftstellerei nicht da, diese natürlichen anspruchslosen Verhältnisse zu zerstören, sondern den Verirrten zurückzuführen zur Natur, der regellos und wüst umherschweifenden Phantasie einen Pol zu geben, mit einem Wort, die Verkünstelung des geistigen und Gemütsmenschen nicht zu fördern, sondern ihr entgegenzuarbeiten.

Es gibt zwei Arten des poetiſchen Intereſſes, das freie und das gebundene. Entweder der Zuſchauer (oder Leſer) ſteht frei mit dem Autor über der Sache — wie denn zuweilen auch eine Figur des Werkes —, oder aber der Autor iſt ſo naiv und der Zuſchauer (oder Leſer) verhält ſich ebenſo naiv zu der Sache, wie die Perſonen des Gedichtes ſelbſt.

Das Typiſche iſt das Kleid der Handlung, das zugleich die Logik ihres Zuſammenhanges verſteckt, und die Phantaſie täuſcht, um den Glauben zu gewinnen.

Der naive Dichter zeigt sich durch seine scheinbare Absichtslosigkeit objektiv, indem er die Wirkung dadurch zu erreichen sucht, daß er ihr auszuweichen, daß ihm wenigstens nichts an ihr gelegen zu sein scheint. Die Blumen in einem abgelegenen Gründchen machen uns den Eindruck von Naivität und Objektivität, weil sie ihre Schönheit nicht für den Betrachter ausgelegt zu haben scheinen; das gibt überhaupt der einsamen Natur diesen Wunderreiz. Wie hat sie diese Blumen wunderbar ausgezackt, mit welcher Liebe modelliert, mit welcher Hingabe das Ganze in Form und Farbe durchgebildet, die vielleicht kein Mensch sieht; welche wunderbaren Klänge hat sie dem kleinen, einsamen Vogel in die Kehle gelegt, den vielleicht keiner hört! Und wird der kleine Sänger während seines Liedes einen Horcher gewahr, so steigert er seine Mühe nicht gefallsüchtig, nein! er fliegt scheu davon und sucht sich eine Stelle aus, wo ihn niemand hören kann, dort faßt er alle Kraft seiner kleinen Brust zusammen zu einem Liede, das sich selber gilt. Im naiven Dichter ist die echte Naturfrömmigkeit; er singt wie der Einzelne in der Kirche für sich mit aus innerm Triebe. Der naive Dichter braucht eigentlich das Naive selbst gar nicht darzustellen, seine Darstellung an sich gibt den dargestellten Gegenständen Naivität. Wer bei sich auf den Eindruck

merkt, den naive Dichtungen auf ihn machen, und den Anteil, der dem Inhalt daran gebührt, davon abzusondern imstande ist, der wird diesen Eindruck selbst bei sehr pathetischen Gegenständen immer fröhlich, immer rein, immer ruhig finden. Das macht, weil wir uns bei naiven Darstellungen, sie handeln auch, wovon sie wollen, immer über die Wahrheit, über die lebendige Gegenwart des Objektes in unsrer Einbildungskraft erfreuen und auch weiter nichts als diese suchen.

Der Menſch ſoll nicht beſſer ſein wollen, als Gott ihn will. Wenn dieſer Satz anders einen Sinn hat, ſo kann es nur der ſein: der Menſch ſoll nicht beſſer ſein wollen, als ſein Gewiſſen ihn will.

Gott wird die Menſchen nicht über Bauſch und Bogen, alle zuſammen nach einem objektiven, ſondern jeden nach dem ſubjektiven Geſetze richten, das er ihm in die Bruſt gegeben, vielmehr Gott tut das ſchon in dem Freunde, den er ihm geſchaffen, eben durch des Menſchen eigenes Gewiſſen. Der Menſch wird dem Menſchen meiſtens Unrecht tun, wenn er ihn ſittlich richten will. Nur über die Menſchen des Dichters kann er's, in deren inneres Geſetz der Dichter ihn blicken läßt — und dieſes innere Geſetz iſt's eben erſt, was eine poetiſche Geſtalt über einen poetiſchen Schatten erhebt. An ſolchen Fällen, meine ich, ſoll man wirkliche Fälle beurteilen lernen. Darum will ich vom Dichter ſittliches Aufraffen, daß er nicht äſthetiſche Schatten ſchaffe, ſondern Menſchen, die ihren Maßſtab des Sittlichen in ſich ſelbſt tragen.

Bei den Alten herrſchte das plaſtiſche Element in der Dichtung vor, daher die Hexameter, überhaupt die Reimloſigkeit — Gruppen — Reime fürs Auge. Dagegen bei uns das muſikaliſche Element, daher Reime, die Plaſtik fürs Ohr.

Daß wir Deutſchen kein plaſtiſches Versmaß haben! Kein freies, den Stoff umfließendes, wie ein Flor ſchöne Formen. Dieſe Reime, dies abgemeſſene Klappen, worin die Gedanken ſich fangen wie Mäuſe in der Falle!

Die wahre menschliche Größe liegt nur in der Klarheit. Die Grundidee — wie aller Tragödie! — Daß der Mensch ein Mensch ist, daß selbst seine Stärken seine Schwächen sind. Leidenschaftslosigkeit, die geistige Klarheit, oder wenn man will, die Kultur, ist das einzige, was helfen kann. So ist der Gemütsmensch, wenn er einseitig dem, was er den „kalten Verstand" zu nennen pflegt, nicht sein Recht gönnt, sondern dasselbe dünkelhaft verachtet, großen Gefahren ausgesetzt. Das Herz allein ist ein unsicherer Führer durch das Leben, und das absichtliche Unterdrücken des kalten Verstandes macht den Menschen zum Spiele jeden Zufalls; wie leicht, wenn wir diesem nüchternen Wächter die Augen verbinden, wird es dann auch den niedrigsten Leidenschaften, sich unter edeln Vorwand versteckend, uns zu verderben. So ist z. B. die Begeisterung für Freiheit oft nichts andres, als in eine Forderung der in Vernunft verkleideten Rache. Das Unglück unsrer Zeit ist die totale Verkennung der menschlichen Natur und der tragische Dichter, der einen höheren Zweck haben will, als bloß die Zeit zu vertreiben, muß vor allem sehen, was er dazu tun kann, den Menschen über seine eigne Natur zu belehren. Die wahre Humanität liegt im Kopfe, nicht im Herzen.

Jede Figur im Drama muß wie ein Weltkörper ihren beſonderen Lauf haben, deſſen Geſetz ihre innerſte Natur vorſchreibt, und indem ſie nur dieſem eigenen Geſetze für ſich zu folgen ſcheint, mit den andern vereint der Abſicht des Dichters dienen. Die Figuren müſſen jede für ſich nur ihre eigne Idee zu verwirklichen trachtend erſcheinen, indem ſie zuſammen die Idee des Stückes, den Gedanken des Dichters verwirklichen.

In tragiſchen Naturen wird das glückliche Gleichgewicht der menſchlichen Natur und ihrer Grundtriebe geſtört und aufgehoben; die richtige Selbſtliebe des Menſchen ſteigert ſich zu Selbſtſucht, zu Ehrgeiz und allen jenen überſtürzten Leidenſchaften, die zu unſeligem Ende führen. Wo die Tragödie ihren Zweck am ſicherſten ergriffen hat, hat ſie immer ſolch eine überhobene Menſchheit geſchildert, die im freigeiſtigen Trotze ſich gegen die Mächte des Himmels aufwirft, das Vertrauen auf menſchliches Vermögen überſpannt, ſich in der ſchrecklichen Folgerichtigkeit der Leidenſchaft zu Nichtachtung göttlicher und menſchlicher Geſetze fortreißen läßt, für ihre Anmaßungen in der Geſellſchaft mehr Raum fordert, als mit dem Rechte der andren verträglich iſt, und daher an natürlichen Gegenwirkungen anſtößt und ſcheitert, mit der inneren Natur ihr äußeres Schickſal bereitend.

Natur, von offener Auflehnung gegen ihr Geſetz erzürnt, ſehen wir öfter das an der rechten Stelle Verweigerte uns da abfordern, wo es unſre Strafe wird.

Wenn unſre Fehler die Vergeltung unwillig gemacht haben, dann faßt ſie uns bei unſren Tugenden, uns zu verderben. Es gibt Menſchen, welchen die Erkenntnis ihrer Schwäche zur Kraft wurde, und Menſchen, die ſchwach waren nur aus Uebermut auf ihre ungebändigte Kraft.

Schmerz über einen Zuſtand, im Drang ihn zu beſſern, das iſt ja eigentlich Mitleid. Nur ein Mittel bedarf's und das muß oft gebraucht werden, ein kleines Unrecht um großen Rechtes willen! Weichen Naturen, zumal Frauen, geſchieht es dann oft, daß ſie die Faſſung verlieren, die Beſonnenheit, Haltung und (in ſeiner Anwendung) grauſamer werden können als der Starke, von Natur Grauſame, teils willkürlich, teils aus der Bemühung ſtark zu ſein. Dann erwachen ſie wie aus wildem Traume und ſehen plötzlich ernüchtert, was ſie im Rauſche angeſtellt. Dies wäre übrigens ein vollgültiger tragiſcher Typus in Natur und Schickſal.

Kein Dichter hat die Frauen zugleich wahrer geſchildert und höher gefeiert als Shakeſpeare. In den naiven ſeiner dritten Periode iſt die Schönheit des weiblichen, ja des menſchlichen Ideals am vollendetſten.

In ihnen waltet jene Ganzheit der Natur, womit wir bezeichnen, was uns Männer ſoviel öfter an den Frauen bewundernd hinaufſchauen macht, als wir uns je verſucht fühlen könnten herabzuſehen.

Keine einzelne Eigenſchaft hebt vorherrſchend die Gleichgewogenheit ihrer Natur auf; die geiſtigen und Seeleneigenſchaften verſchmelzen ineinander zu einem vollkommenen Einklang des Weſens; die urſprüngliche Ungeteiltheit der Natur, ihr höchſter Begriff iſt hergeſtellt, die Zuſammenſtimmung von Kopf und Herz, von Neigung und Wille; die Unbewußtheit ihrer ſelbſt und ihrer Vorzüge, die Sicherheit, mit der ſie immer das, was ſie ſind, ganz ſind, die Unbefangenheit, mit der ſie ſich ihren Gefühlen, ungeniert von Bedenken, dahingeben; die Art, wie ſie von dem Gegenſtande, der ſie gerade bewegt, ganz ausgefüllt ſind; dieſe bewundernswerte Totalität gibt dieſen Geſchöpfen ihren unendlichen Reiz. Stelle man dieſe Weſen, die von allen weiblichen Untugenden der Koketterie und Ziererei und all den kleinen Attitüden der Eitelkeit gänzlich unberührt ſind, neben die vagen Seelen-

formen bei Schiller, neben die flachen Bildungen selbst bei einem Goethe; in welchen durch den Zwang des konventionellen Lebens der Keim der frischen Natur erstickt ist, der in allen Shakespearischen Frauen in voller gesunder Kraft sproßt und lerne man, was echte Idealität, sei es der Kunst, sei es des sittlichen Wesens, ist.

Zur Politik

Der Einzelne wird klug; ein Volk bleibt ewig ein Kind, weil immer die Jugend voran iſt; die Erfahrenen gelten nichts mehr; ſo kommt die Erfahrung keines Geſchlechtes dem andern zu gut.

Die Poeſie kann ſo wenig als die Politik Deklamation brauchen und eitle Selbſtbeſpiegelung, beide verlangen Hingebung und Tat, die eine äſthetiſche, die andre politiſche. Die Kunſt hat nicht die Aufgabe, als Tambour vor der Politik einherzuziehen; ihre Aufgabe iſt ſo groß als die der Politik; ſie ſoll Menſchen bilden, wie dieſe Bürger; der Menſch iſt nicht da um des Bürgers willen; aber der Bürger iſt da um des Menſchen willen; der Bürger iſt die äußere Bedingung des Menſchen. Daß der Menſch ſo ſehr Menſch ſein könne als möglich, muß er Bürger ſein. Der Bürger iſt ſozuſagen der Körper des Menſchen, der geſund ſein muß, wenn die Seele es ſoll ſein können. Im Notfall muß freilich erſt für den Körper geſorgt werden, deshalb aber iſt der Körper nicht beſſer.

Dem Volk geht's wie den Fürſten. Das Volk bildet ſich ein zu regieren, aber es wird regiert von Schmeichlern und böſen Räten.

Wer am beſten der Leidenſchaft des Volkes ſchmeicheln kann, der iſt jederzeit ihr König und kann ſie brauchen, wozu er will; heut iſt's der, morgen jener. Dieſe Redner würfeln mit ihren Worten um das Volk; heute gewinnt der, morgen der und ſie fühlen nicht, daß dieſe Abhängigkeit, in der ſogar ihre Perſönlichkeit untergeht, weit erniedrigender und verächtlicher iſt, als ihre erſte, in der ihr innerer Menſch doch frei war.

Erſchrecken die Menſchen über den Ausdruck Freiheit. Gut, wenn der ſo ſcharf klingt, ſo wollen wir's vollkommene Geſetzlichkeit nennen, d. h. einen Zuſtand, wo der König nicht freier daſteht vor dem Geſetz, wo die Herrſcherfamilie nicht ſo hoch ſteht, daß der Arm des Geſetzes erlahmt.

Freier Wille, ein Rieſenhaupt auf einer Marionette Rumpf geſetzt.

Wenn die Menſchen nach Freiheit ſchreien,
ſo meinen ſie darunter einen ſelbſtgewählten Zwang.

Dieſe ewig von Freiheit Plaudernden, Klagenden, die ſich dabei ganz wohl befinden! Die Alten liebten ihre Weiber und galt's die Freiheit, ſo fochten ſie um ſo mutiger, als ihre Freiheit zugleich die ihrer Weiber oder Geliebten und Kinder war. Aber freilich fochten jene nicht mit Federn. Wer ſein Weib nicht über alles lieben kann, kann auch ſein Vaterland nicht über alles lieben. Ihr liebt nicht mit dem Herzen, ſondern nur mit dem Kopfe, aber nur das Herz iſt treu.

Man läßt die Religion den Fanatismus und die Heuchelei entgelten, aber dieſe liegen in der menſchlichen Natur ſelbſt; die Freiheit hat auch beides und es iſt einerlei, ob der Vorwand, Menſchen zu morden, mit der Firma „Ungläubige“ oder „Ariſtokraten“ gerechtfertigt werden ſoll.

Von Gottes Gnaden war hier ein Tyrann,
Nun ſind es hundert in der Freiheit Namen.
Die Taten nicht, die Täter wechſeln nur,
Ob einer ſie beſitzt, ob Hunderttauſend —
Wer die Gewalt hat, der mißbraucht ſie auch.

Nicht die Gewalt, die Kraft beherrſcht die Welt. Nur das beſteht, wo innre Kraft den Wert leiht zu beſtehen.

Ein Mittel haben ſie für alle Schäden,
Was heilen ſoll; dies Mittel heißt Gewalt.
Und wie die Menſchen ſind: der neuſte Arzt iſt
ſtets der beſte.

Die Freiheit kann zu Bürgern nur tüchtige und edle Menſchen brauchen, und ihr fangt damit an, die Menſchen zu verſchlechtern.

Dieſe Volksanführer ſitzen und verpraſſen den Raub.

Menſchen, ihr müßt erſt beſſer werden. Wo Freiheit wurde, ward ſie's durch Zuſammenraffen; nicht der Hut und die Federn machen's.

Die wollen euch freimachen, die die Sklaven ihrer eigenen Leidenſchaften ſind?

Du armes Volk, das ſie mißbrauchen; ſieh deine Führer an; vom weggeſchleppten Raub zehrend, während ihr hungern müßt, ſitzen ſie da und beſchuldigen ſich gegenſeitig aller Schlechtigkeiten.

Der Schlimmere ist nicht der, der mich in Ketten schlägt; der mich die Ketten liebgewinnen macht, der ist der Gefährliche.

Nichts hat je der Freiheit größeren Vorschub geleistet, als wankend gewordene Umstände. Im Kalender der Geschichte sind die Jahrgänge verzeichnet. Gar manchmal hilft eine Revolution einem ehrlichen Manne über seine Schulden hinaus; das sieht dann aus, als wäre es auf die Regierungen abgesehen gewesen und in Wahrheit müssen diese nur gelegentlich mitleiden. Der Feind, auf den es geht, sind der Volksmänner Gläubiger. Zu der Volksmänner Glück haben sie mehr Gläubige als Gläubiger, und sie suchen Gläubige, um sich ihrer Gläubiger zu entledigen.

Es hat noch kein Gesetzgeber ein andres Gesetz gegeben, als sich selbst. Und am Ende ist's Herrschsucht, was allem Anteil, aller Liebe und Freundschaft zu Grunde liegt. Das ganze Leben ist ein Verschlingen und Umschmelzen der Dinge in unser eignes Metall.

Ein Kultus ohne Glauben iſt der Leichnam einer geſtorbenen Religion, der ſich eine Zeitlang erhält, dann aber, allmählich verweſt, beim Anſtoß eines Fußes an den Sarg plötzlich zerfällt. Auch Inſtitutionen, wenn der Geiſt weg iſt, der ſie gegründet und belebt. Darum fallen ſie dann ſo ſchnell in Aſche, was diejenigen wundert, die das allmähliche innere Verweſen nicht bemerken. So z. B. das heilige römiſche Reich.

Der Staat ſoll das Mittel ſein, daß jeder einzelne ſo ganz als möglich werden könne. Wem es Bedürfnis iſt, alles möglichſt zu ſehen wie es iſt, in ſeiner Ganzheit frei zu erforſchen, und nicht durch eine farbige Brille, der ſieht bald, was ihm erfreulich, bald, was ihm unerfreulich erſcheinen muß, und nun ſoll er an dem einen nur Gutes, am andern nur Böſes ſehen, ſoll ſeine innerſte Freiheit einem Zwang unterbeugen, ſoll hier lieben und dann wieder haſſen, je nachdem ihm's von der Politik vorgeſchrieben wird, und um das zu ermöglichen, daß er ganz werden könne, ſoll er halb und hohl, ein Gefäß ſein für das, was von außen in ihn kommen ſoll. Was anders ſoll aus dieſer Zerſtückelung des Inneren werden als Heuchelei, Schauſpielerei, Spielerei mit dem Höchſten.

Die Hauptsache ist, daß eine Verfassung volkstümlich ist, ob sie den Bedürfnissen und — wenn ihr wollt — denn dies sind ja eigentlich unsre dringendsten Bedürfnisse — den Sitten und den Vorurteilen des Volkes sich anpaßt.

Wer diesen Gewalt antut, ist Tyrann und wäre es die Vernunft selbst. Ihr meint, die Freiheit macht gleich; ich aber meine, die Gleichheit macht Republik. Es ist so natürlich, daß Gleiche sich eine republikanische Verfassung geben, als es natürlich ist, daß, wenn die Gleichheit völlig gestört ist, der Staat der Mutter der absoluten Herrschaft, der Anarchie in die Hände fallen muß. So lange jeder Bürger ein Interesse an der allgemeinen Ordnung hat, wird sie mit leichter Mühe durch das natürliche Gewicht balanciert; so wie die Masse derer anwächst, deren Interesse mit dem allgemeinen im Widerspruch steht, d. h. sobald es eine Klasse im Staate gibt, die nur zu gewinnen hat, dann wird ein Kampf beginnen.

Eine Republik kann man nicht machen; ſie muß ſich ſelbſt machen und ſie wird ſich immer ſelbſt machen, wo Gleichheit vorhanden iſt und Raum. Aus Gleichheit enſteht Freiheit, wie die Roſe duftet. Die Freiheit braucht Raum; wo die Menſchen zu gedrängt ſtehen, kann ſie nicht gedeihen. Das gleiche Intereſſe iſt die res publicae. Eine Staatsform, die dauern ſoll, kann man nicht machen. Ein Staat kann überhaupt nicht gemacht werden. Heutzutag aber ſoll nicht einmal der Poet mehr dichten, ſondern er ſoll machen und das iſt der Grund, warum aus unſrer Zeit nichts auf die Nachwelt kommen wird. Man achtet die ſtill in ſich wirkende Macht der Natur im Gemüte nicht mehr; man ſchämt ſich des Gemütes. Und doch geſchieht alles Schaffen bewußtlos. Der Geiſt iſt mächtig zum Reproduzieren, zur Kritik — aber im Kunſtwerk, im Schöpfungsprozeß ſelbſt kann er doch nur bewußtlos wirken. Sie können keinen Menſchen machen, kein Gras und wollen doch einen Staatsorganismus machen. Das ſind die wiedergeborenen Alchimiſten, die auch das, was die Natur in der heiligen Nacht des Mutterſchoßes brütete, nach Rezepten machen wollten.

Man weiß ja, woraus Gold beſteht. Und die Dinge, woraus ein guter Staatsorganismus beſteht, weiß man auch — aber leider nur chemiſch; die Hauptbedingung des Organismus, die Lebens-

kraft, ist uns ein Rätsel. Ein solches Rezept ist nun die republikanische Staatsform. Alle äußeren Erfordernisse hat man zusammengestellt; damit hat man aber weiter nichts getan, als wenn man die mechanischen und chemischen Verhältnisse des Menschenleibes aufgestellt hat. Denn das organnische Leben, die Lebenskraft, kann man nicht machen. Man will eine Zitrone auf den Baum unsres Volkes pflanzen, denn man hat herausbekommen, daß die Zitrone mehr wert ist, als die Pflaume. Kinder, denen ein Baum gefällt, nehmen einen Zweig davon ab und setzen ihn in ihren Garten.

Ihr wollt mit Gewalt; so müßt ihr mit Gewalt erhalten, was ihr gewaltsam gebaut.

Ihr beruft euch auf Amerika. Wie entstand die Republik Amerika? Fiel es ihnen plötzlich ein mit der Republik und sie machten eine? Die Republik Amerika ist nichts Gemachtes, sondern etwas naturgemäß Gewordenes, nicht bloß entstanden, weil die Amerikaner philosophisch die Republik als die vernünftigste Realisierung der Staatsidee angesehen, oder sie für die „allein mögliche" erklärt, nicht, weil sie Lust hatten, einen staatsphilosophischen Versuch zu machen, sondern weil es in ihren Zuständen das Nächste und Praktischste war, nicht allein, weil es ihre Meinung war, sondern weil auch alle Umstände zur Realisierung ihrer Meinung

beitrugen. Es war ein junges Volk ohne hiſtoriſche Hinderniſſe, nicht übervölkert, ſondern der Bevölkerung bedürftig.

Der Gott der Religion ist der Repräsentant der sittlichen Weltordnung, der Fürst der Republik der sittlichen Staatsordnung, er ist die eingefleischte Souveränität des Volkes. Er ist ja selbst aus dem Volke; er ist ein Mensch wie jeder andere. Ein republikanischer Präsident ist ein Mensch, der König ein Symbol. Das Kennzeichen der Republik: das Unfeste, ihr stetes Schwanken zwischen Uebermut und Feigheit.

Die Republik ist der notwendige allmähliche Uebergang von Anarchie zur Monarchie, selbst zur Despotie; ein Interim. So schließt sie selbst auch die Despotie nicht aus, sondern die Despotie ist sogar ein gesetzlich (ree) Anerkanntes, ein notwendiger Faktor. Republik ist ihrem inneren Wesen nach Despotie; entweder des Haufens oder eines Einzelnen. Wenn der Haufe durch seine Despotie das Land ins Unglück gebracht, so muß die Despotie eines Einzelnen helfen.

Anfängliche Zustände sind noch nicht so auf die Notwendigkeit der Ordnung angewiesen als unsre jetzige Zeit.

So wenig das der natürliche Zustand eines Getränkes, wenn es untereinander geschüttelt; es sucht alles seine natürliche Stellung und dann ist die Monarchie wieder fertig. Man denke sich nun Deutschland als Republik: so wird der Einfluß der Nachbarn ein weit gefährlicherer sein; Frank-

reich würde für ſeine Entzweiungspolitik einen fruchtbaren Boden haben.

Jede Annäherung eines äußeren Feindes bringt in Demokratien allemal zugleich den Bürgerkrieg.

Auf die Dauer der Begeiſterung iſt nicht zu rechnen; die je größer, deſto kürzer.

Unvermerkt wird wieder alles in den alten Bahnen laufen; wir aber werden in unſrer humanen Aufwallung unſre beſte Waffe fortgeworfen haben.

Die Theorie vom organischen Wachstum des Staates

Wenn der Staat lebendig wird, ist die naturgemäße erste Phase die der Republik. Die Kräfte streiten noch; der Schwerpunkt ist noch nicht gefunden. Dieser Schwerpunkt bildet sich im nationalen Sympathiegedächtnis; ist er einmal vorhanden, so wird jede Schwankung nur wieder zu diesem Schwerpunkt hinführen. Die Republik unsrer Schwärmer hat noch nie bestanden und wird nie bestehen. Unser jetziger Zustand ist faktisch eine Republik, wenn auch nicht nominell. Anarchie — Republik — Konstitutioneller Staat — Polizeistaat. Hat der Staat in der Anarchie gar kein Knochensystem, so ist er in der Republik im Knochenbildungsprozeß begriffen, aber im Polizeistaat verknöchert. Republik = unfertiger Staat, eine Welt von Kometen, die ihre Bahnen suchen, sowie sie ihre Bahnen haben, tritt die Monarchie ein. Die Republik ist eine immerwährende Revolution. Die rechte Freiheit ist der Himmel, in welchem jeder Stern seine eigne Bahn geht und wo doch kein Zusammenstoß. Wenn die alte Monarchie der Polizeistaat der Vergangenheit ist, so ist die Republik der Staat des Augenblicks.

Das Unglück unſrer Zeit iſt, daß man glaubt, alles nach bewußten Prinzipien machen zu können, daß man nichts mehr ſich ſelber machen laſſen will; nicht einmal die Geſchichte. Der Betrachtende, der ein durchgelebtes Leben vom Ende her überſchaut — ſei es eines einzelnen oder eines Volkes — der wird leicht einen allgemeinen Gedanken finden, deſſen Ausdruck dieſes Leben zu ſein ſcheint. In ſeiner Betrachtung verliert der einzelne Moment ſein Recht; er ſieht nur Maſſen, keine Einzelheiten, es wird ein kunſtgerechtes Werk, in welchem auch der Zufall nur ein verdecktes Glied einer höhern Notwendigkeit erſcheint. Aber wir wollen von vornherein unſer Geſchichtsleben zum konſequenten Ausdruck eines bewußten Gedankens machen; wir wollen Geſchichte machen, wie man ſie ſchreibt!

Die Zeit des „Gemütes" iſt vorbei. Alles, was im Gemüt wurzelte, mußte ſich einen andern Lebensboden ſuchen. Die Poeſie wie die Religion löſten ſich ab von der Unmittelbarkeit der Natur, wie es das Leben getan. Dieſe mußte die Andacht, jene die Begeiſterung aufgeben. Das Gedicht war nicht mehr ein Werk der Begeiſterung, eines nur halb bewußten Wirkens unſers ganzen Menſchen, dem kreatürlichen Zeugungsakt entſprechend, ſondern es war ein „Gedankenkunſtwerk", ein nicht Gewordenes, Gezeugtes, ſondern ein Gemachtes. Aus

dem Christentum machte man ein sinnreiches symbolisches Gedankenspiel. Der Gott verlor seine Persönlichkeit; der Mensch konnte die seine über den Tod hinaus nicht behalten; die Moral, oder nach dem Schulausdruck: der Standpunkt der Moral war überwunden. Christus war weder Gott noch Mensch, nur ein Symbol. Alles Ding ist nur ein Symbol und so wird das Symbol wiederum zum Dinge selbst. Das: „Dies ist mein Fleisch und Blut" heißt nicht mehr: „Das bedeutet mein Fleisch und Blut", sondern Oblate und Wein sind buchstäblich Christi Fleisch und Blut; denn Christus ist der Gott selbst (insofern der Gott im Menschen zur Erscheinung kommt), und die Natur und unser Körper der unbewußte Mensch ist.

Es ist also nur ein Schritt weiter auf demselben Wege, wenn man den Staatskörper nicht mehr werden lassen, sondern machen will.

Es gibt Momente im Leben der einzelnen Menschen, wie in dem ganzer Völker, wo alle Erfahrung, alle Geschichte umsonst zu ihnen spricht; gewisse Erfahrungen muß jeder einzelne machen und mehrmal machen. In solchen Momenten werfen ganze Geschlechter das mühsam errungene Gewisse hin, um einem Wahne nachzujagen, den das nächste Geschlecht schon zu begreifen vergeblich sich müht. Solch ein Wahn war die Gold-

macherei der letzten Jahrhunderte, der nur in der politischen Welt unter anderer Maske wiederkommt. Man wollte machen, was sich nicht machen läßt, was unter tausend unmerklichen Einflüssen im stillen Schoß der Natur ungestört und allmählich werden muß. Und das will man heute wieder. Die Goldmacher unsrer Zeit sind die Weltbeglücker, die das Glück der Welt mit Taschenspielergeschwindigkeit zuwege bringen wollen, die Lamartine, Louis Blancs, Saint-Simons, Fouriers u. s. w. Solche Weltbeglücker entbehren wir zum Unglück auch nicht, zum Teil Fanatiker, die uns mit Gewalt glücklich machen wollen und sollten wir drüber zu Grunde gehn. Der Wahn unsrer Zeit ist aber um so rasender, da die Lehre nie dem Menschen näher lag: was gegen die Natur künstlich gemacht und erzwungen werde, das könne sich nicht halten.

In einer Form sehen sie den Heiland der Zeit, welcher nur der Geist sein kann. Die (soziale) Republik wollen sie machen, als wär's ein Punsch, den man zusammengießt aus vier oder fünf Ingredienzen nach dem Rezept. Sie finden ja das Rezept eines jeden Idealstaates in jedem Lehrbuch der Politik und wundern sich nur, daß die Sache, die doch so leicht, nicht schon lang ausgeführt ist und empfinden ein heiliges Ergrimmen gegen jedes Bedenken, das diese Ausführung verzögern will.

Dazu, was sie von Hegels und seiner Schüler Geschichtsphilosophie begriffen. Die Geschichte ist der seiner bewußt werdende Gott, also Gott in jedem Zug der Geschichte; der einzelne Mensch, ja die Geschlechter von Jahrhunderten verschwinden gegen das Ganze; die Menschen sind ja nur die Ziffern, mit denen die Rechnung Gott sich selbst rechnet. Soll solch ein Weltbeglücker, der das Heil von Jahrtausenden mit auf seinen Schultern trägt, durch das lächerliche Mitleid mit den Zertretenen, über die sein Weg hingeht, sich aufhalten lassen; der Standpunkt der Moral ist ja überwunden; und die Geschichte, die Nachwelt nimmt ja jederzeit die Partei der Zerstörer. Nicht die Bauer, die Zerstörer sind die Helden der Geschichte.

Der Grund dieses verkehrten Treibens liegt, wie schon gesagt, in dem Wahne, daß sich alles machen lasse. Der Syllogismus ist folgender: Die Ursache alles Völkerunglücks kommt von der entsetzlichen Ungleichmäßigkeit der Verteilung des Vermögens. Diese Ungleichheit muß verschwinden, dazu ist das Mittel: die Freiheit; d. h. es müssen allen alle Mittel gleicherweise offenstehn, zu Vermögen zu gelangen. Politische Freiheit soll also zur Gleichheit führen. Aber alle Geschichte sagt: nicht die Freiheit führt zur Gleichheit; die Freiheit existiert nur unter der Bedingung der Gleichheit; alle Freiheit ohne die Grundlage der Gleichheit

iſt nur eine eingebildete, nur eine Phraſe. Aus der Gleichheit entſpringt die Freiheit. Ein Staat von Gleichen kann nur ein Staat von Freien, alſo ein freier Staat ſein. Ein Staat, in welchem die ungleich Mächtigen die ungleich Schwachen nicht ſollen unterdrücken können, müßte zu dieſem Zwecke eine ſtarke und gerechte Regierung haben. Aber dann wird für die Regierung in ihrer Stärke eine zu große Verſuchung liegen, dieſe Stärke ſelbſt durch Ungerechtigkeit zu vergrößern. — Die Geſchichte zeigt uns, daß die Freiheit der Silberblick der Gleichheit iſt. Die Gleichheit aber wohnt nur in jungen ſchwachbevölkerten Staaten; die Uebervölkerung iſt ihr Feind. Die beſte Garantie einer Verfaſſung iſt, wenn alle Bürger an ihrer Aufrechterhaltung gleichmäßiges Intereſſe haben; wenn der Eigennutz der einzelnen, dieſer natürliche Feind des Geſamtwohls, dieſem dienſtbar gemacht iſt; wenn alſo das Geſamtwohl auf dies Intereſſe jedes einzelnen gebaut iſt. Und wirklich ſehen wir, daß die republikaniſche Staatsform meiſtenteils die Staatsform ſolcher Staaten war und daß in demſelben Maße, als die Gleichheit der Bürger — aus was für Urſachen auch — verſchwand, die Republik ihrem Untergang zueilte. Daher erklärt ſich auch der ſcheinbare Widerſpruch, der darin liegt, daß in den alten Republiken Freiheit und Sklaverei grell nebeneinander be-

ſtanden, denn die Freiheit der einen beſtand eben nur durch die Sklaverei der andern. Die Gleichheit der Bürger war nur dadurch möglich, daß keiner des andern Diener zu ſein brauchte; die äußere Unabhängigkeit iſt das einzige Mittel, den Geiſt frei zu erhalten, und in der Verachtung der Sklaven und deshalb ihrer Verrichtungen hatte dieſer Unabhängigkeitsſinn zugleich die mächtigſte Stütze. — Eine Republik mit einer Unzahl Proletariern iſt ein mit Gewichten Behängter, der ins Waſſer geht, um zu ſchwimmen. Ihre Exiſtenz kann nur ein ewiger Todeskampf ſein.

Idealpolitik

Nicht unklug würde man bei Erſinnung eines möglichſt vollkommenen Staates von dem Grundſatze ausgehen, daß alle Leidenſchaften zu ſeinem Beſtehen und Erhalten ins Spiel geſetzt und zugleich mit Grenzen verſehen würden, ſo daß ſie weder ſterben noch übermächtig werden können. Juſt wenn die Pflichten ſo auf die Leidenſchaften gegründet werden könnten, daß man eine Art Bürgſchaft hätte, daß dieſe Pflichten geübt würden; eine Art Schwierigkeit läge nur darin, daß die Leidenſchaft (und wiederum durch Inſpielziehung der Selbſtliebe) gehindert werden müßte, andre Pflichten zu übertreten, indem ſie in Erfüllung einer Pflicht ihrem eignen Zuge folgte.

Die beiden politiſchen Hauptparteien ſind eigentlich nur die alten literariſch-hiſtoriſchen, die Schillerſche und Goetheſche. Der eine hat das Geſchlecht im Auge, der andre den einzelnen; der eine ſieht den Weg nicht vor dem Ziele, der andre geht nach dem Ziel um des Weges willen, der eine verfährt als Idealphiloſoph, der andre als Künſtler. Beide haben eine ſolch verſchiedene Sphäre; ſie ſind nicht bloß Kreiſe von verſchiedenen Halbmeſſern, ſondern geradezu exzentriſche Kreiſe. Sie können eigentlich gar nicht einmal ſtreiten, weil ihnen das Medium fehlt, in welchem ſie zuſammenkämen, um als Fechtende einander gegenüber zu ſtehen. Ihre Schläge gehen deshalb alle in die Luft; denn jeder ficht mit dem Schatten des andern, nicht mit dem Weſen ſelbſt.

Die Alten verſtehen die Neuen nicht, wenn die Alten glauben, die Neuen wollen alle Formen zerſchlagen, ſo iſt es eben das Mühen der Neuen, eine Form zu finden, zu ſchaffen, was den Alten wie Zerſtörung ausſieht. Die Alten haben noch Reſte einer Lebensform (idealiſtiſchen); während die Neuen, auf völlig realiſtiſcher Baſis erzogen, die ihnen unmöglich macht, ſich in die Formen der Alten zu ſchmiegen, ſich eine zu ſchaffen gedrängt ſind. Dem Samen ſah man die Eiche nicht an;

das „Warum", was Peſtalozzi die Kinder bei allem fragen lehrte, iſt das Samenkorn unſrer Zeit geweſen.

Noch etwas, was ſolche Zeiten der Umformung charakteriſiert: der Form- und Tatentrieb, der frühlingshaft überall in Knoſpen ſchießt, wo nur ein Zoll geſundes Holz, kommt auch über die Männer des Gedankens. Die Tat liebt den kürzeſten Weg; der geſunde Gemeinverſtand iſt der Verſtand der Männer der Tat. Die Tat iſt eine gerade Linie, der ſpekulierende Gedanke ein in ſich beſchloſſener Kreis, der aus ſich nicht heraus kann. Das Weſen der Tat iſt Energie, das Weſen des Gedankens ſchwebende Unendlichkeit. Der Mann der Tat wird als Philoſoph wenig bedeuten, denn ſeine Kraft liegt weniger im Gedanken als in der Energie, die er beſitzt, einen praktiſchen Gedanken zu verwirklichen; wenn aber der Mann des Gedankens zum Manne der Tat werden will, dann entſteht eine Mißgeburt, die entweder lächerlich iſt oder entſetzlich. Die Belege dazu gibt die Geſchichte aller Revolutionen. Marat, St. Juſt, Louis Blanc, ſelbſt Lamartine, Ruge u. ſ. w.

Der Mann der Tat hat darin einen großen Vorteil, daß er die Zufälle erwägt und ſie ſchnellgefaßt in das Gewebe ſeiner Pläne mit hineinſchießt; der Mann des Gedankens aber kennt keinen Zufall; darum hazardiert er an eine Theorie das ganze Glück der Wirklichkeit.

Schranken müssen sein, nennt sie nun Sitte, nennt sie Herkommen, Denkart der Zeit; nennt sie, wie ihr wollt, aber sie müssen sein. Zugegeben, daß sie dem Starken ein Hemmnis sind, sind sie doch tausend Schwachen der einzige Schutz gegen sich und ihr einziger Halt. Die Welt ist nicht um des einzigen Starken, die Welt ist um der tausend Schwachen willen da. Aber selbst der Starke, so frei er sich meint, ablösen kann sich keiner, daß er nicht wider Wissen und Willen ein Teil der Welt bliebe. Die Grenze macht den Menschen frei. Kein elenderer Sklave als der eignen Grenzenlosigkeit. Es ist Selbsttäuschung die Heiligkeit der Bräuche ignorieren zu wollen. Gewalt selbst ruht auf Bräuchen und nur Selbsttäuschung ist es, wenn man meint sie ignorieren zu können. Der Mensch ist nur im Denken unabhängig, im Handeln Sklave des Weltwillens. Die Grenzen, die er außen verspottet, findet er in sich selbst wieder. Der frevelnd Berge übersprang, strauchelt zuletzt, belacht oder beweint, über den eignen Fuß.

UNIV. OF MICHIGAN,